BOSTON
PUBLIC
LIBRARY

No. H0H7.H62

ELIZABETH FUND

D MAY 24
APR 27

TON
UBLIC
LIBNARY

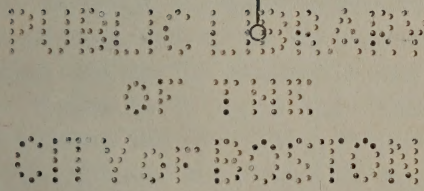
Phot. von A. von Groß.
(Nachdruck verboten.)

Cosima Wagner.

Ein Lebensbild – zu ihrem 80. Geburtstage.

(25. Dezember 1917.)

2. Auflage.



Bayreuth 1918.
Verlag
Carl Gießel.

Elizabeth
Apr. 21. 1923
C

PUBLIC LIBRARY
OF THE
CITY OF BOSTON

„Auf jedes Menschen Angesicht
Liegt leise dämmernd ausgebreitet
Ein sanfter Abglanz von dem Licht
Des Sternes, der sein Schicksal leitet:
Der Genius der Harmonie
Wird Dich mit seinen Wundertönen
Umrauschen und Du wirst Dich nie
Mit der verstimmten Welt versöhnen."

Diese Worte hat Georg Herwegh im September 1857 der jungen Frau Cosima von Bülow ins Album geschrieben. Sie geben den tiefen, erfrischenden und ergreifenden Eindruck wieder, den die bräutliche Frau auf den Dichter gemacht, die unmittelbar nach der Hochzeit mit dem Gatten die Wallfahrt nach Zürich zu dem in der Verbannung lebenden Richard Wagner angetreten. Sie erschien ihm auf den ersten Blick als das außerordentliche Wesen, das sie war! Die Tochter Franz Liszts!

Man muß sich die Gestalt dieses wunderbaren, einzigartigen Menschen vergegenwärtigen, der groß als Virtuose, größer als schaffender Künstler, am größten aber als Mensch gewesen und als solcher die europäische

Welt seines Zeitalters durchleuchtet. Wer ihn spielen gehört, wem er mit seinen tiefen, alles bezwingenden und doch grundgütigen Augen ins Herz gesehen, wer ihm näher treten durfte und die Fülle von Seelengröße erkennen, der hat den Eindruck niemals verloren, der blieb zeitlebens im Bannkreis seines Wesens. „Der große Zauberer!", So hat man ihn wohl mit Recht genannt. Und in der Tat, er war es, so demütig auch dieses große Herz, dieser weitfliegende Geist war. Ein Stück edelsten Priestertums lebte in ihm und trat in Werk und Tat hervor, lange ehe er, zu tiefst ins Herz getroffen, zu Rom die Weihen genommen. Freilich der künstlerische Schwung seines Wesens hob den kaum den Knabenjahren Entwachsenen in die Höhe und gewann dem Jugendlichen die Huldigung der Verwöhntesten. Die Herzen schlugen ihm entgegen und Liebe ward ihm, reiche, stürmische Liebe, wenn auch den überschwänglich duftenden Rosen die Dornen nicht fehlten. Denn er hat, wie Goethe einst den Zeitgenossen, die ihn verkannten und kränkten, vorwurfsvoll entgegen rief, „ein ernstes Leben geführt." Und ernst und ritterlich steht er der stolzen Frau gegenüber, deren Bannkreis er vergeblich zu entfliehen gedacht und die ihn doch nicht ließ, der Gräfin d'Agoult. Hans von Bülow hat von dieser eigenartigen Frau in späteren Jahren eine prachtvolle Schilderung entworfen: „Daniel Stern" – das war ihr Schriftstellername – „hat mir einen großen, unerwarteten Eindruck gemacht. Noch immer wunderschön und edel an Gestalt und Zügen, in ihrem weißen Haar, frappierte sie mich namentlich durch die unverkennbar große

Ähnlichkeit mit Liszts Pose und Ausdruck, so daß Siegmund und Sieglinde mir unmittelbar in den Sinn kamen. Dabei diese Würde und Hoheit ohne Strenge — dies elegante feine laissez aller, was den Gegenübersitzenden in die behaglichste feinste Stimmung bringt, die ihm auch die möglichst günstige Entfaltung seines Wesens gestattet — ich gestehe, daß ich nach dem Allen ganz bezaubert bin und meine Gedanken gar nicht mehr so weit im Zaum halten kann, um nicht an die unsägliche Befriedigung zu denken, mit welcher mich die Vorstellung erfüllen würde, diese schöne, bedeutende Frau, die in zehn Jahren das Ideal einer geistig frischen Matrone repräsentieren wird, neben dem Einzigen zu sehen, dessen olympisches Wesen gesellschaftlich ergänzend. Ich darf nicht daran denken." Damals aber waren die Kinder, die sie in schönen sonnigen Tagen Liszt geschenkt, selbst schon herangeblüht. Aber da die beiden sich gefunden, da sie in Genf, am Comersee Tage voll Sonne und Liebe verlebten, war sie von wahrhaft verführerischer Schöne. „Eine Loreley" hat sie sich selbst genannt. Aber sie zeigte sich nur den geistig Erwählten. Denn „von Kindheit auf," so bekennt sie selbst, „begeisterte sich meine deutsche Einbildungskraft für das Genie. Ein Dichter galt mir als ein über alle anderen erhöhtes Wesen." Und George Sand schilderte sie, wie sie mit dem Geliebten auf ihrer wunderbaren Besitzung in Nohant zu Gast weilte: „An jenem Abend, während Franz die phantastischen Sänge Schuberts spielte, ging die Prinzessin unter der Terasse im Schatten auf und ab. Sie war in ein lichtes Gewand gekleidet, ein großer, weißer Schleier umhüllte mit

ihrem Kopf zugleich fast die ganze schlanke Gestalt. Ihr gemessenen Schrittes einherschreitender Fuß schien den Sand nicht zu berühren." „Gleich der Natur um uns in eine wehmütige Glückstimmung versunken, konnten wir den Blick nicht von dem magnetischen Kreise abwenden, den die stumme Sybille im weißen Schleier vor uns umschrieb. Ihre Schritte wurden allmählich langsamer, als der Künstler unter seltsam traurigen Modulationen zu der innigen Melodie des Liedes: „Sei mir gegrüßt" überging. Jede ihrer Bewegungen atmete soviel Grazie und Harmonie, als ob sie selbst wie eine lebendige Leier die Töne ausströmte." „Sie setzte sich auf einen herabhängenden Ast, und er bog sich kaum, als trüge er ein Phantom. Da verstummte die Musik. Es war, als sei das Leben der Töne durch ein geheimnisvolles Band mit dem Leben dieser schönen bleichen Frau verknüpft. Im nächsten Augenblick sehen wir sie an den Lichtern des benachbarten Salons vorbeigleiten. Ihr blondes Haar strahlte gleich einem goldenen Heiligenschein, ihr weißer Schleier umwogte in der leichten Bewegung ihres stolzen Ganges wie eine Wolke ihre Gestalt. Der Gesang der über das Klavier irrenden Finger schwieg. Die Lichter erloschen und die Vision zerfloß in Nacht." Wir brauchen dieses wunderbare Nocturno nur nach Bellagio an den Comersee zu verlegen, um die Welt zu erkennen, in der am 25. Dezember 1837 die Tochter geboren wurde, der Liszt in freudiger Erinnerung an den See und die Stunden, die er dort verlebt, den Namen Cosima gegeben. Dort hatte das Paar zusammen Dantes „Göttliche Komödie" gelesen und so ist die Tochter

gleichsam mit dem tiefsten und reifsten Werke des Vaters verknüpft, „der Dante-Symphonie". Sind doch diese Jahre die eigentlichen Lehrjahre Liszts gewesen, in der er sich die weite Innenwelt ausgebaut und durch die in reicher Fülle zuströmenden künstlerischen und wissenschaftlichen Eindrücke verschönt und veredelt hat. Und so wuchs er über die Gräfin hinaus. Die Zeit der Trennung kam, auch mit den gleichen Gesetzen der Notwendigkeit, die sie einst zusammengeführt. Liszt übernahm für die Kinder, die ja von Anfang an der leitenden Hand der Mutter völlig entbehrt, die volle Fürsorge. Das jüngste, seinen Sohn Daniel, beließ er bei seiner in Paris lebenden Mutter, die Töchter wurden für einige Jahre dem Institut der berühmten Madame Bernard anvertraut, bis er sie auf Rat der Fürstin Karoline von Sayn-Wittgenstein ihrer früheren Erzieherin, der Madame Patersi, einer im hohen Grade klugen und weltgewandten Frau übergab, die die weitere Ausbildung der hochbegabten jungen Mädchen lenkte. Den Vater sahen sie acht Jahre lang nicht, so sehr er sich die Sorge für sie angelegen sein ließ. Da erschien er am 10. Oktober 1853 in der kleinen Wohnung in der Rue Casimir Perier mit der Fürstin und deren Tochter Marie — und Richard Wagner, der die Freunde nach Paris begleitet hatte. In seinen Erinnerungen spricht dieser von dem tiefen Eindruck, den die Wiedergabe des Es-dur und Cis-moll Quartetts von Beethoven durch das Konservatoriums-Orchester auf ihn gemacht. Und er sagt: „Hätte ich keine Erinnerung als diese an meinen damaligen Aufenthalt in Paris, so würde ich ihn als bedeutungsvoll unver-

geßlich für mich bezeichnen können. Doch sind mir noch andere Angedenken verblieben, welche nicht minder bedeutungsvoll für mich fortgelebt haben." Und nun schildert er anmutig den Familienabend bei Liszts Kindern, wie er den Vater inmitten der aufwachsenden Töchter und dem vom Knaben zum Jüngling reifenden Sohn und dessen Freude an ihm beobachten konnte. In diesem Kreise beschloß er die in Basel begonnene Vorlesung seiner Trilogie mit dem letzten Akte von „Siegfrieds Tod". Das war der erste Eindruck, den das junge Mädchen von dem Mann und dem Werke empfing, in deren Schicksale sie helfend und rettend eingreifen sollte. Denn erst, da sie in sein Haus eingezogen war, hat er das Werk selbst zu vollenden vermocht. Damals freilich vermochte er, wie er der künftigen Gefährtin selbst in die Feder diktiert hat, nur die anhaltende Schüchternheit der Töchter zu bemerken, während ihm die große Lebhaftigkeit und Ähnlichkeit des jungen Daniel mit seinem Vater einen rührenden Eindruck machte. Und doch zeigt uns eine aus dieser Zeit stammende Zeichnung von Lehmann die beiden Töchter Liszts in ihrer ganzen, aufblühenden Lieblichkeit. Auch der Vater empfand jetzt die volle Freude an ihnen und so drängt es ihn selbst, sie öfters zu sehen. So gab er ihnen im Juli des folgenden Jahres ein Rendezvous in Brüssel. „Elles ont bon air et bon coeur" schrieb er über sie an die Fürstin: „Ich bin jetzt ganz zu ihren Diensten. Ich plaudere mit ihnen, oder vielmehr ich spreche vor ihnen und für sie." Dabei war er völlig der gute Freund und liebe Kamerad. Er fuhr mit ihnen nach Antwerpen, wo sie sich in dem

berühmten Tiergarten ergingen und Löwen und Tiger in Revue passierten. Sie beschauten den Dom und bewunderten die Rubens im Museum. Dort im Hause des berühmten Pianisten Rufferath konnten sie dem Spiel des Vaters lauschen, eine Freude, die ihnen bisher so selten zu teil geworden. Wovon die Welt voll war, das war ihnen lange völlig versagt geblieben. Und doch gerade Cosima hatte die Begabung des Vaters geerbt, und es hätte nur an ihr gelegen, seinen Spuren zu folgen. Damals aber hörte sie ihn zusammen mit Rubinstein die neunte Symphonie Beethovens spielen, jenes Werk, das auch in ihrem Leben einen so bedeutungsvollen Markstein bildet. Dann kehrten sie in die Obhut der Madame Patersi, die eine gute, aber auch gestrenge Frau war, nach Paris zurück. Dort hatten sie ja einen besonderen seelischen Rückhalt an der Mutter ihres Vaters, die sich auch in Paris völlig als Österreicherin fühlte und wie Bülow einmal an seine Schwester schreibt, „gerne österreichisch vokalisierte". Sie bildete dort das deutsche Gegengewicht. Aber Liszt trat nun selbst dem Gedanken näher, sie nach Deutschland überzusiedeln. Den nächsten Anstoß gab wohl die schwere Erkrankung der Madame Patersi. Wenn sich auch ihr Zustand bald wieder besserte, so war doch bei ihren Jahren über kurz oder lang die Notwendigkeit gegeben, für eine andere Unterkunft der Töchter zu sorgen. Jedoch der eigentliche Grund saß tiefer. „Die Atmosphäre von Paris" so schrieb Liszt im Juli 1855 an eine Freundin, „wird ihnen mehr und mehr schädlich". Gräfin d'Agoult, unter dem Namen Daniel Stern längst publizistisch her-

vorgetreten, hatte eine Reihe von Romanen veröffentlicht und erregte jetzt durch ihre historischen Arbeiten, zumal über die Republik der Niederlande, die in der „Revue contemporaine" erschienen, starkes Aufsehen. Die Gefahr lag nahe, daß die Kinder dadurch in Konflikte geraten würden. Dies durfte Liszt aus vielen Gründen, mehr inneren als äußeren — denn um die Welt kümmerte er sich nicht — niemals zugeben. Also fort von Paris. So gedachte er sie der Sorge der Frau Julius Ritter in Dresden anzuvertrauen, der Mutter seines jungen Freundes Karl Ritter, die in so hochherziger und segensvoller Weise in Richard Wagners Leben eingegriffen hat. „In ihr", so schrieb er damals, „habe ich ein Wesen, dem ich voll vertrauen kann und das mir den ungemeinen Dienst nicht weigern wird." Sie ist eine Frau von achtunggebietendem Charakter, mit gerechtem und tiefgebildeten Geiste — meine Töchter werden in ihrem Hause volle Sicherheit und volles Behagen finden." In dieser Idee wurde er zweifellos von der Fürstin bestärkt. Das Nächste wäre wohl gewesen, diesen Sonnenschein seines Lebens im eigenen Hause auf der Altenburg zu bergen, doch diesem Gedanken ist er nicht näher getreten. So traf er denn die Vorbereitungen mit aller Umsicht, aber auch mit aller Ruhe. Er lud die Kinder zu einem Wiedersehen zu sich, um auf diese Weise jede Reflexion und Explikation zu vermeiden. Dieser Plan zerschlug sich jedoch. Dagegen erklärte sich die Mutter Hans von Bülows mit Freuden bereit, die Töchter des Meisters ihres Sohnes in mütterliche Obhut zu nehmen. Auch hier ist die Hand

der Fürstin Wittgenstein zu spüren, die in Berlin mit der geistvollen und lebhaften Frau die Verhandlungen führte. Sie hatte schon im Jahre vorher deren Tochter das Begleitschreiben nach Paris an Cosima und Blandine an Stelle des Vaters ausgestellt, und war mit der Familie näher vertraut geworden. Die jungen Damen verließen denn auch das Asyl in der Rue Casimir Perier und trafen mit ihrem Bruder Daniel am 21. August in Weimar ein. Der Vater hatte seine helle Freude an ihnen. „Es fehlt ihnen nicht an Geist, noch an Intelligenz", schreibt er unter dem ersten Eindruck des Wiedersehens, „und ich hoffe, daß sie sich gut entwickeln und zwar ohne späteren Rückschlag. Sie besitzen genügend Einsicht und Elastizität, verknüpft mit einer Dosis jugendlicher und lebhafter Schalkheit." Und in der Tat, das Dreiblatt brachte Leben in die stille Altenburg. Sie taten, wie sie selbst in Anwendung eines Rousseauschen Wortes sagten, die „Tapageocratie", also die Herrschaft des Lärms auf, der freilich nicht die Harmonie fehlte. Unter der Führung der Miß Anderson besuchten sie Weimars klassische Stätten. Inzwischen war die Fürstin in Paris. Sie scheint auch dort für Liszts Kinder Missionen ausgeführt zu haben. Wenigstens spricht der Vater von den günstigen Partien, die sich ihnen dort darböten. „Aber", meint er, „sie sind von einer erstaunlichen Widerspenstigkeit und ich muß mich darauf beschränken, sie als „précieuses ridicules" zu behandeln, und sie nach ihrem Willen gehen lassen. Sie müssen als Gatten eine Art von Beethoven oder Nabob haben." Jedenfalls kam er aus dem freudigen Staunen nicht

heraus, und es waren auch für ihn schöne Tage, so ungewohnt ihm das heitere Treiben war. Am 4. September trafen sie verabredeter Maßen in Merseburg mit Frau von Bülow zusammen. Aber so rasch wollten sich die Töchter nicht von dem Vater trennen. Als sie aus dem Dom zurückkehrten, bat Blandine den Vater inständig, sie noch für einige Tage bei sich zu lassen, so daß er's nicht übers Herz brachte, ihr den Wunsch abzuschlagen. So fuhr denn Frau von Bülow mit nach Weimar und erst den 8. erfolgte der definitive Aufbruch nach Berlin.

Da traten sie in eine neue Welt. Franziska von Bülow war eine geistig hochstehende Frau. Sie war von großer Begeisterung für Liszt erfüllt, und wünschte, sich ihm gefällig erweisen zu dürfen. Aber seinen Wunsch zu erfüllen, war für sie nicht leicht. Denn das bedeutete eine große Veränderung des häuslichen Lebens. Doch sie sagte sich: „Es ist eine Aufgabe und das soll ja das Leben sein." Liszt freilich hatte bei diesem Arrangement für seine Töchter gewiß auch die musikalische Fortbildung durch den Sohn des Hauses im Auge, und hoffte überdies von seinem hohen geistigen Einfluß das Beste für die Kinder. Er schrieb ihm in diesem Sinne sehr eindringlich: „Erlaube nur, daß ich Dir sage, welch hohen Wert ich darauf lege, daß Du sie sehr ernsthaft arbeiten lässest, denn sie sind, wie ich glaube, in ihren musikalischen Studien weit genug, daß sie von Deinen Lektionen recht wohl profitieren können. So mache denn aus ihnen treffliche Propagandistinnen der „Zukunfts-Musik", wie es ihre Pflicht ist; übe deshalb ihnen gegenüber gar keine Nachsicht

und laß ihnen keinerlei Oberflächlichkeit oder „Pudelei" hingehen. Sie haben im Voraus einen ganz gehörigen Respekt vor Dir und es wird Dir nicht schwer fallen, sie gehörig einzupauken." Und sein Schüler war mit voller Seele dabei. Schon vor Jahr und Tag, da seine Schwester nach Paris fuhr und die beiden jungen Damen kennen lernte, bat er sie mit einer gewissen schicksalsvollen Neugier, ihm „Erlkönigs Töchter" genau zu „silhouettieren". Jetzt war er ihnen täglich nahe. Er, der Schüler ihres Vaters, war ihr Lehrer geworden. Und mit sichtlicher Spannung verlangte Liszt von ihm Nachricht über ihre Entwicklung. Der Getreue antwortete: „Bis jetzt war es mir unmöglich – zu schreiben, mit Rücksicht auf den Zustand von Staunen, Bewunderung und selbst Exaltation, in den sie mich versetzen, zumal die jüngere. Was ihre musikalische Veranlagung anbetrifft, so ist das nicht Talent, sondern Genie, was sie besitzen. Sie sind darin wahrlich die Töchter meines Wohltäters – ganz außerordentliche Wesen. Ich befasse mich in sehr zusammenhängender Weise mit ihrer musikalischen Erziehung, soweit sie mir nicht in der Schärfe der Auffassung, in der Feinheit des Geschmackes überlegen sind." „Ich lasse sie auch an vierhändigen Arrangements von Orchesterwerken arbeiten. Ich analisiere ihre Arbeiten und ich zeige eher zu wenig als zu viel Pedantismus bei der Überwachung ihrer Arbeiten. Ich danke ihnen wahrlich hundertmal mehr Freude, die mir diese Betätigung gewährt. Und sie lassen mich bedeutsame Fortschritte machen, wenn sie meinem Klavierspiel anwohnen. Ich werde niemals den köstlichen Abend

vergessen, als ich ihnen Deinen Psalm spielte und wiederholte. Die beiden Engel waren gleichsam auf die Knie gesunken und in der Anbetung ihres Vaters untergetaucht. Besser als alle erfassen sie Deine Meisterwerke und Du hast in ihnen wahrlich eine Hörerschaft, von der Natur selbst gegeben. Wie war ich bewegt und ergriffen, da ich im Spiele des Fräulein Cosima, als ich es zum ersten Male vernahm, Dich, den „ipsissimum Lisztum" erkannte. Sie gleicht deinem Bilde von Ary Scheffer, Fräulein Blandine dem von Bartolini. Die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zeigen sich, wie mir scheint, auch in den beiderseitigen Charakteren und Individualitäten." Man hört das tiefe, edle Gefühl heraus, das Bülow bewegte und das täglich mehr erstarkte. Während sie sich in Berlin – in ihrem Jersey, wie Bülow mit Anspielung auf Viktor Hugo's Exil sagt – akklimatisierten und in die musikalischen Kreise eingeführt wurden, umgab er sie mit treuester Sorge und ergreifendem Feingefühl. Er ist zumal auch der Vermittler dem Vater gegenüber. „Deine Töchter", schreibt er ihm einige Wochen später, „sind traurig, daß Du Dich in keiner Weise mit ihnen beschäftigst, aber traurig im Geiste einer wahrhaft christlichen Resignation. Sie warteten seit einer Woche vergeblich auf Nachrichten aus Paris. Sie klagten über die enttäuschte Hoffnung. Ich fragte sie mit möglichst verhehlter Teilnahme, warum sie sich denn nicht geraden Wegs bei Dir über den Mangel an direkten Nachrichten beklagten. Da antwortete mir Fräulein Cosima, daß sie sich niemals über etwas beklage, was sie am tiefsten schmerzt."

Das war eines jener seltenen Worte, die die Eigenart dieser wunderbaren Natur dartun. Nur einer ahnte sie völlig — Richard Wagner. Mitten im Leben stehend, all' seine Aufgaben rasch erkennend und mit erfreulicher Gewandtheit und Umsicht erfüllend, war ihr Auge doch stets auf das Geistige, Große gerichtet. Und jeder, der ihr nahte, empfing guten Rat und oft das ganze Schicksal beeinflussende Winke. So gewann sie sich rasch die Zuneigung der Frau von Bülow und deren Tochter, faßte sie in den künstlerischen Kreisen Berlins Boden und nahm in Ernst und Scherz vollen Anteil an den musikalischen Erlebnissen des Vaters und seines Lieblingsschülers. Sie sah dessen Ringen und Kämpfen für die neue Kunst, die leidenschaftliche Heftigkeit, mit der Bülow für seine Meister Liszt und Wagner eintrat, ohne Rücksicht auf sich und seine Zukunft. Seine Ritterlichkeit ergriff sie tief. Sie dachte im Gegensatz zu seiner Mutter wie er, und wenn diese seinen oft leidenschaftlich hervortretenden Ingrimm besänftigen wollte, teilte sie in ihrer Art Haß und Neigung mit ihm. So weigerte sie sich trotzig, die Konzerte Sterns zu besuchen, weil dieser die neue Musik allzusehr ignorierte und schalt in heiterer Malice, die schon früher der Vater an ihr rühmte, Bülow einen Höfling, weil ihm der Titel eines Hofpianisten der Prinzessin von Preußen, der er durch Liszt empfohlen war, etwas gelte. Sie hat in dieser Sturm- und Drangperiode wirklich etwas Walkürenartiges. An allem nimmt sie als guter Kamerad und Berater Anteil, — veranlaßt im beiläufigen Gespräch Johanna Wagner, Lieder ihres Vaters zu singen. Sie

steht mitten in der Bewegung. Und was das heißen wollte, das vermag nur der zu ermessen, der weiß, wie furchtbar Bülow damals wegen seines ritterlichen Eintretens für Liszt und Wagner angefeindet wurde. Aber sie erkannte, daß die Kunst der Beiden diese Aufopferung wirklich verdiente, daß sie für die Wissenden eine hohe, heilige Pflicht war, und sie stellte sich selbst in diesen Dienst. Kein Wunder, wenn sie den jungen Bülow unwiderstehlich anzog. So hat er denn schon im November Liszt sein Herz ausgeschüttet. Dieser vertröstete ihn auf die Zukunft und bedang sich ein Probejahr aus. Und dann faßte Bülow selbst der Kleinmut, ob er ihrer wirklich wert erscheinen konnte. Denn er fühlte wohl das Elbische, das in ihrem Wesen tief verborgen lag, und ihm eine Genialität ahnen ließ, wie sie bei Frauen selten genug. „Diese wunderbaren Mädchen", schreibt er in dieser Zeit einmal an Frau Jessie Laussot, eine Freundin seiner Mutter, der er auch volles Vertrauen schenkte, „tragen ihren Namen mit Recht — voll Talent, Geist und Leben, sind sie interessante Erscheinungen, wie sie mir selten vorgekommen. Ein anderer als ich würde glücklich sein, mit ihnen zu verkehren. Mich geniert ihre offenbare Superiorität und die Unmöglichkeit, ihnen genügend interessant zu erscheinen, verhindert mich, die Annehmlichkeit ihres Umgangs so zu würdigen, wie ich es möchte." Und doch rang sein tiefster Lebenswunsch nach ihr, ohne daß er sie freilich voll erfaßte. Er war gefesselt durch eine Fülle ihrer Eigenschaften, aber das eigentliche tiefe Geheimnis ihres Wesens blieb ihm verschlossen. Er fügte sich mehr, als

es in seiner Natur lag, den gesellschaftlichen Verpflichtungen. Er ging mit zum Ball, er tanzte sogar, spielte mit ihnen Theater, und erwies sich dabei als glänzender Schauspieler. Doch er war dem Ziele näher, als er glaubte. Noch im März 1856 meinte die Mutter, es sei noch nicht gewiß, wie sich die Dinge wenden würden, obschon sie an die Wahrscheinlichkeit der Heirat glaubte. Sein Ringen und seine Selbstquälerei machten ihr Sorge. Da kam Liszt selbst zu Hilfe. Er war gegen Ende des Jahres zur Tannhäuseraufführung nach Berlin gekommen, die auch für die Tochter ein Erlebnis war. Sie hat ja gerade zu diesem Werke des Meisters sich die tiefsten seelischen Beziehungen bewahrt, bis zu der Zeit, da sie ihm in Bayreuth jene Wiedergabe bereiten konnte, die der Größe desselben erst völlig gerecht ward. Bülow litt unter dem geringen äußeren Erfolg, obwohl er für ein gutes Gelingen alles getan und sogar eine Claque engagiert hatte. Er fühlte eben, daß Wagner damals den Erfolg brauchte. Liszt freute sich seiner Töchter und ihrer prächtigen Haltung. Sie erschienen ihm als die vollendeten Pariserinnen. Und nach Paris sandte er sie, nachdem die Entscheidung gefallen und er, auf den rührenden Werbebrief Bülows hin, sein Jawort gegeben hatte. Er liebte ihn, und hatte ihn zu seinem 26. Geburtstage am 8. Januar bei freudigem Mahle gefeiert. Als dieser am 12. Mai nach Weimar eilte, da setzte er die Heirat für Ende des Jahres fest. Inzwischen hatten die Töchter in Paris doch auch Fühlung mit der Mutter genommen. Blandine ist später mit ihr nach der Schweiz und nach Italien gereist, wäh-

rend Cosima nach Berlin zurückkehrte. Frau von Bülow war ihr nach Köln entgegengefahren, und führte sie nun als Braut ihres Sohnes zurück. Indessen verschob sich die Heirat noch fast um ein Jahr. Endlich am 12. Juli kam Liszt nach Berlin, um die nötigen Papiere persönlich zu überbringen. Er hatte mit Cosima eine lange Unterredung. Er war entzückt von ihr, von ihrem ganzen Wesen, das in jugendlicher Anmut prangte, von all' ihren geistigen und seelischen Eigenschaften. Und er wähnte mit den väterlichen Augen zu sehen, daß sein Kind einer glücklichen Zukunft entgegengehe. Es entsprach seinem Pflichtgefühl und seiner Weltanschauung, daß er auch alle religiösen Fragen klarlegte. Katholische Kindererziehung hatte Bülow aus eigenem Empfinden und aus Feingefühl für die künftige Gattin in Aussicht genommen. Liszt machte alle Gänge zu den geistlichen Behörden und dann ward die Hochzeit für die Zeit seiner Rückkehr aus Aachen, wohin er zur Kur mußte, festgesetzt. Am 18. August wurde das junge Paar in der Hedwigskirche zu Berlin getraut. Dann fuhren sie mit Liszt nach Weimar, und ohne weiteren Aufenthalt nach Baden-Baden, wo Bülows alter Freund und Mitkämpfer Richard Pohl sie begrüßte. Von hier ging es an den Genfer See, dessen Schönheit sich beide mit Entzücken hingaben. Und nun traten sie die Wallfahrt nach Zürich zu Richard Wagner an. Dieser war damals schon auf den Grünen Hügel gezogen, wo ihm die Familie Wesendonck das „Asyl", wie er es nannte, erschlossen hatte, und wo er in den glücklichsten Verhältnissen, die er bis dahin erlebt, an seinem „Tristan" arbeitete. Wagner bereitete dem

jungen Paar, nachdem er es vorher in der Stadt einquartiert, in seinem Heim selbst die Wohnung und freute sich seiner lieben Gäste, deren Besuch, wie er später schrieb, ihm das liebste Erlebnis dieses Sommers war. Während ihres Aufenthaltes vollendete er die Dichtung von „Tristan und Isolde", von der Bülow aktweise die Reinschrift besorgte. Der Treue war erfüllt von der Größe seines Meisters und seiner Werke. „Jetzt feiere ich", so schrieb er damals, „ganz andere als die gewöhnlichen Flitterwochen, und meine Frau ist nicht eifersüchtig." So wurde das junge Paar in die neuen Werke des Meisters eingeführt, in die „Walküre" und den „jungen Siegfried". Den künstlerischen Höhepunkt aber bildete die Vorlesung der vollendeten Tristan-Dichtung, die vor dem Kreise der Freunde stattfand. Wagner erzählt in seinen Erinnerungen eine Episode, die psychologisch von hoher Bedeutung ist. Frau Mathilde Wesendonck war von dem dritten Akte und dem Ende des edlen Paares tief ergriffen. Da sagte ihr Wagner tröstend, daß man hierüber nicht zu trauern habe, da es im allerbesten Falle bei so ernster Gelegenheit diese Art von Wendung nähme — „worin mir Cosima recht gab." So brachte die junge, kaum zwanzigjährige Frau der tiefen Lebensanschauung des Künstlers wie seinen Werken das innerlichste und unmittelbarste Verständnis entgegen, wie ihr Gatte mit höchster Meisterschaft die Werke am Klavier interpretierte. Es kam ein neuer Lebenshauch in Wagners Haus. „Wenn Sie Cosima kennen," schrieb er an die Freundin Julie Ritter, „stimmen Sie mir wohl bei, wenn ich das junge Paar für so glücklich als möglich ausge-

staltet halte. Es ist, bei allem Verstand und bei wirklicher Genialität so viel Leichtes und Schwunghaftes in den beiden Leutchen, daß man sich nur sehr wohl mit ihnen fühlen muß." So lebten sie ein paar Wochen völlig in dieser Welt, die sich der Meister hier geschaffen, und sich ein in den Geist seiner Werke und seines ganzen künstlerischen Wollens. Bülow vergaß darüber all die Besuchspflichten, die die Fürstin ihnen auferlegte. Frau Cosima aber erfüllte sie pünktlich, wie sie mit dem Zauber ihres Wesens auch auf den weiteren Kreis wirkte, der sich um Wagner zusammenfand. Wir kennen bereits die Verse, die Georg Herwegh ihr widmete. Aber auch Gottfried Keller, schon von Berlin aus durch die gemeinsame Freundin Ludmitta Assing auf die wunderbare Erscheinung aufmerksam gemacht, war von ihr aufs Höchste begeistert: „Ihr Lob der Cosima", antwortete er der Assing, „hat sich glänzend bewährt und diese vortreffliche und eigentümliche Frau hat mir so ungeteilt gefallen, wie seit langer Zeit kein Frauenzimmer. Man muß ihr alles Gute wünschen und sie möge bleiben, was sie ist, in der renommistisch verschrobenen Welt." Doch alle traten zurück gegenüber dem Meister selbst, der sie so mächtig überragte und in den beiden ersten Akten des Siegfried das Höchste erwies, was er bisher geschaffen. Bülow wußte sie aus den Entwürfen erstehen zu machen, während Wagner alle Partien sang. Da hörte sie mit gesenktem Kopfe und schwieg. Wenn man in sie drang, fing sie an zu weinen. Es war, wie Wagner selbst sagt, gleichsam das Grabgeläute, das den „Nibelungen" durch diese Vorführungen gegeben wurde.

Das Schicksal wollte es, daß sie ruhen sollten, bis dieser junge weibliche Genius mit voller, losgelöster Kraft in sein Leben treten durfte. Damals sah er das Paar mit tiefer Wehmut scheiden. Er begann sofort die Komposition des „Tristan" und zwar in „träumerisch banger Zurückgezogenheit." Er suchte mehr denn je die Einsamkeit auf seinen weiten Spaziergängen durch die herbstlich düstere Landschaft. Seine Lektüre war „Calderon", der ihn mächtig anzog. Noch nach Jahren hat er Marie von Buch, der späteren Gräfin Schleinitz, als Albumblatt und als Geständnis seiner Seelenstimmung die Worte des spanischen Dichters aufgeschrieben:

„Was unmöglich zu verschweigen
Und unmöglich auszusprechen",

einen Gedanken, den er ganz unabhängig und noch in Unkenntnis seines Lieblingsdichters in Tristans tiefsinnigen Worten ausgedrückt:

„Des Schweigens Herrin
Heißt mich schweigen:
Faß' ich, was sie verschwieg,
Verschweig' ich, was sie nicht faßt."

Das junge Paar war seelisch und geistig ungemein bereichert, wie Wagner in seinen Erinnerungen sagt, „zum bürgerlich geschäftlichen Antritt ihrer Ehe" nach Hause gereist. Sie hatten in München und Weimar Station gemacht, von wo aus Bülow sehr gegen seinen Willen, aber auf Liszts dringenden Rat einer Einladung nach Leipzig folgte, und im Gewandhaus sozusagen inmitten des feindlichen Lagers, einen bis dahin unerhörten Erfolg erzielte. Auch auf sein künstlerisches Können wirkte die

Gattin ein, die freilich jetzt, da er noch einige Zeit bei Liszt verblieb, allein nach Berlin ging, um „die Winterquartiere zu richten," wie letzterer schrieb. „Sie wird sich vortrefflich aus der Affaire ziehen. Denn sie ist eine durchaus verständige, alerte und selbst praktische junge Frau." Das war sie in der Tat. Sie schuf, soweit das möglich war, einen modus vivendi mit dem Leiter des Sternschen Konservatoriums, an dem der Gemahl wirkte, sorgte dafür, daß er mehrere stundenfreie Vormittage für seine eigenen Arbeiten hatte und ermöglichte durch sich und Bülow auferlegte Entbehrungen, die kostspieligen Konzerte, die er im Interesse der musikalischen Propaganda gab. Sie ist in allem die verständnisvolle Frau des Künstlers, die auch an Schicksal und Erleben seiner Freude treulichen Anteil nimmt, alle Beziehungen zu pflegen weiß und mit Eifer und Verständnis selbst seine Korrespondenzen führt. So verging der Winter, und im Juli traten sie die versprochene zweite Wallfahrt nach Zürich an. Aber dort trafen sie alles verändert. Während das Haus voller Gäste war, sodaß die jungen Freunde in der Stadt wohnen, und täglich den weiten Weg in der Sonnenglut machen mußten, wankte Wagner der Boden unter den Füßen. Sie fanden indessen in Zürich selbst die Gräfin d'Agoult vor, die ihrem Schwiegersohn einen tiefen Eindruck machte, und beiden über die erste Zeit hinweghalf.

Man füllte die Tage aus, so gut es ging, Frau Cosima stand bei Herweghs zu Gevatter, das große Musikfest brachte mehr Ermüdung als Genuß. Und endlich ward im Hause Platz für das Bülow'sche Ehe-

paar. „Wirklich", so schreibt Wagner, „kamen mir Bülows wie vom Himmel, um der gräulichen Aufregung in meinem Hause einen Dämpfer aufzusetzen. Hans machte gute Miene, als er am Tage des bestimmten Einzuges mich gerade in einer fürchterlichen Szene mit Minna antraf." Von der Unhaltbarkeit des ganzen Zustandes hatten sich Bülows bei dem Besuche im Hause Wesendonck überzeugen können, wo sie die junge Frau in heftiger Erregung über den vermeintlichen Affront fanden, der ihr angetan war. Wir wiederholen hier nicht, was oft genug erzählt wurde. Das psychologisch Interessante ist die Begegnung der beiden jungen Frauen, die beide als gute Geister in Wagners Leben getreten waren. Ihnen gegenüber trat Frau Minna gleichsam in die äußere Welt zurück. Hier war Geist und Seele, tiefes weibliches Verständnis für den Künstler und seine Kunst. In diesen Tagen äußerer Verwirrung und innerer Seelennot leuchtete nun das Bild der Frau Cosima heilverkündend in sein Leben hinein. In ihrer und ihres Gatten Begleitung nahm er von Frau Mathilde Abschied, die vor allem darunter litt, daß sie beigetragen, ihm das Asyl, das sie ihm schaffen geholfen, unmöglich zu machen. So kam der Tag des Abschieds: „Am 16. August verließen mich auch Bülows, Hans in Tränen aufgelöst, Cosima düster schweigend." Am folgenden Tage verließ er selber Zürich. „Als ich", erzählt er, „mit dem Dampfzuge dahin fuhr, konnte ich mir sogar ein zunehmendes Wohlgefühl nicht verbergen; es war also ersichtlich, daß die gänzlich nutzlose Qual der letzten Zeiten nicht mehr zu ertragen gewesen war, und eine

vollständige Lostrennung von den Zuständen, welche sie in sich schlossen, von meinem Lebenstriebe und seiner Bestimmung gefordert war."

Es waren Konflikte, wie sie Goethe in jungen Jahren verwirrend und doch fördernd in den Lebensweg getreten sind. Wagner mußte sie in der Reife der Mannesjahre erleben. Frau Cosima aber hatte hier den von Lebensnot bedrängten Geist gesehen zwischen zwei Frauen, der einen, die ihm angetraut, ihn als Menschen und Künstler nicht verstand und seinen künstlerischen Schwung zu dämpfen versuchte, und der wunderlieblichen Erscheinung, die den Künstler ahnte und verehrte, aber doch auch am Boden haften blieb. Wunderbar, wie Wagner inmitten der Not nach Liszt als einzigem Helfer rief. Doch er blieb aus. In diesem Augenblicke hat er versagt. Seine Tochter aber sah auch in diesem Augenblicke das Ritterliche, das in Wagners Natur lag, und das ihm Schonung und Rücksicht auferlegte gegenüber der rücksichtslosen Gefährtin, und ihn zugleich zwang, aus dem Asyl zu gehen, ungewiß, wo er Ruhe finden sollte.

Bülow hatte es unternommen, den Klavierauszug zum „Tristan" zu bearbeiten. In diesen vertiefte er sich zunächst, während seine Gattin ganz im Stillen eine Ueberraschung für den Weihnachtstisch vorbereitete. Er hatte an dem Merlinstoffe Interesse gefaßt, und hoffte aus ihm den Text für die Oper zu gewinnen, nach der es ihn drängte, zu der Liszt ihn ganz besonders berufen hielt. Schon im August hatte er von Zürich aus an seinen Freund Richard Pohl geschrieben: „Du hast keinen Begriff, wie sehr mich's drängt, was zu machen,

worin ich mit ganzer Seele aufgehen kann! Glücklich, wer eine idée fixe hat und darin lebt. Mein Leben und meine Gesundheit hängt von dem Merlin ab! Wenn ich an andere Kompositionsaufgaben ginge, so würde nichts Gescheites daraus, weil mir der drängelnde, treibende und von meinem ganzen Wesen besitzergreifen müssende Ernst fehlen würde." Da fand er nun auf dem Weihnachtstisch das fertige Textbuch, das seine Frau mit dem ihr und der neuen Kunst warm ergebenen Kladderadatsch-Redakteur Ernst Dohm bearbeitet hatte. Sie wäre wohl im Stande gewesen, es allein fertig zu bringen. Aber sie war ja der Meinung, in der sie durch die unglückliche Textdichtung der Fürstin Wittgenstein für Berlioz's „Trojaner" bestärkt worden ist, „daß auch die hervorragendsten Frauen in dichterisch-dramatischer Gestaltungskraft weit hinter den Männern zurückbleiben." Doch so konnte sie, die Bülows Wollen, sein Können und seine Kraft am besten kannte, durch ihren Einfluß eine Arbeit fördern, die jenem für seine musikalische Schöpfung eine starke Grundlage bot. „Sie ist mein Glück," schrieb er beseligt an Liszt: „Das ist poetisch, das ist dramatisch-musikalisch — kurzum, ich bin im siebenten Himmel." Er hat ihr gleichsam als musikalische Gegengabe sein opus 13 gewidmet, auf das er selbst sehr viel hielt. „Sonst hätte ich's übrigens nicht meiner Frau gewidmet," schrieb er darüber an Louis Köhler. Die glückliche Lösung des Problems der Merlindichtung hat wohl die Veranlassung gegeben zu einem anderen Versuch Frau Cosimas, den „Thannhäuser" ins Französische zu übertragen. Aber sie gab

ihn selbst rasch wieder auf. Die inneren Schwierigkeiten waren zu groß, wie ja die Übertragung der Wagnerschen Dichtungen in andere Sprachen überhaupt, trotz der vielen und an sich vortrefflichen Versuche, ein Problem geblieben ist. Gewisse Dinge können eben nur in der Sprache gedacht und gesagt werden, die mit dem Wesen des Dichters und seiner Dichtung unmittelbar verwachsen ist. Doch hat sich ihr bedeutendes Übersetzungstalent später bei Hebbels „Maria Magdalena" in glänzender Weise bewährt.

Im Laufe des Jahres ging das Bülowsche Ehepaar nach Paris, nachdem es in Leipzig einer Aufführung von Liszts „Idealen" beigewohnt, die für Beide ein Erlebnis war. In der französischen Hauptstadt hat sie mit zielbewußtem Takt dem Gatten die gesellschaftlichen Kreise erschließen helfen, in denen sie dann Beide mit vereinten Kräften Wagners künftigen Wirkungskreis in echter Freundschaft und Treue vorbereitet haben. Als er kam, da merkte er überall die vorsorgende Hand der Freunde. Dann ging es in das aufregende und schließlich doch monotone Treiben von Berlin zurück, das der jungen Frau wenig zusprach, das sie jedoch mit dem ihr eigenen stillwirkenden Pflichtbewußtsein ertrug, dabei immer tätig, immer anregend. Überdies fiel ihr eine schwere Aufgabe zu. Am 20. August traf ihr Bruder Daniel bei ihr ein. Er trug den Tod in sich. „Seine Krankheit," so sagt Bülow, der mit voller Seele an ihm hing, „ließ sich nicht benennen; es war Abzehrung, allmähliges Erlöschen — seine Lebenskraft hatte eben nur für zwanzig Jahre ausgereicht." „Seine

letzten Tage sind ihm durch die liebevolle, einzige Pflege meiner starken Frau auf die edelste Weise erhellt worden." Diese Tage sind trotz aller Tragik doch ein innerer Höhepunkt in dem Leben dieser außerordentlichen Frau. Sie erscheint, zumal in den Tagen, da das Licht dieses seltenen Menschen still verglomm, in ihrer ganzen Seelengröße. Das hat auch der Vater mit Ergriffenheit und Bewunderung erkannt. Er sah sie walten um den edlen Kranken, an dessen Lager sie die Nächte durchwachte, von dem sie jede peinliche Empfindung fernhielt, um ihm das Hinüberschlummern so leicht wie möglich zu machen. Der Brief, den Liszt unter den erschütternden Eindrücken des Verscheidens schrieb, ist ein einzigartiges Denkmal für seine Tochter. Ein schönes Bild, sie mit dem tief religiösen Vater bei ihm an der Leiche knieen zu sehen, wie sie auf die schönen, ruhigen Züge weist und das stille Angesicht mit einem Christuskopfe des Correggio vergleicht.

Und sie allein hat ihm die letzten Dienste getan. Keine fremde Hand hat ihn berührt: sie hat ihm das Sterbekleid angelegt und ihn in ihrem Salon aufgebahrt, in sinnvoller Weise den Sarg mit künstlerischem Schmucke umgebend. Der Mutter aber meldet sie den Heimgang des Sohnes mit den schönen Worten: „Er hat sich in die Arme des Todes geschmiegt, wie in die eines Schutzengels, — als ob er ihn seit langem erwartet hätte. Er hat nicht mit ihm gerungen: er war ohne Überdruß des Lebens, aber er hatte sich mit glühendem Herzen nach der Ewigkeit gesehnt."

Und noch schöner das andere Bild. Es ist Nacht. Liszt, der sich auf das Bett gelegt, um zu ruhen, erhebt

sich und tritt in das Zimmer Daniels. „Cosette war auf die Knie gesunken. Stille, Mysterium — einige Minuten vergehen, Sandkörner vom Gestade der Ewigkeit." „Sie legt ihm die Hand auf das Herz. Es schlägt nicht mehr." „Ein leiser Seufzer. Er war entschlafen im Herrn."

Noch nie hatte der Vater so tief gefühlt, was er an dieser Tochter für einen Schatz besaß. Und unter dem Eindruck dieser Stunde hat der Fromme in seinem Testament die Worte geschrieben: „Meiner Tochter Cosima vermache ich die Zeichnung von Steinle, meinen Schutzpatron, den heiligen Franziskus von Paula darstellend; er schreitet auf den Wellen, seinen Mantel unter den Füßen ausgebreitet, in der einen Hand eine glühende Kohle haltend, die andere erhoben, entweder den Sturm zu beschwören oder um den bedrohten Schiffer zu segnen, den Blick gen Himmel, wo in einer Glorie das erlösende Wort „Christus" leuchtet, gerichtet. Diese Zeichnung hat immer auf meinem Schreibtisch gestanden, daneben befindet sich eine alte Sanduhr in geschnitztem Holze mit vier Gläsern, die auch für meine Tochter Cosima bestimmt ist." Man denkt unwillkürlich der Worte: Einige Minuten vergehen, Sandkörner vom Gestade der Ewigkeit." Aber auch des anderen Wortes im Testament darf man gedenken: „Ich segne meine beiden Töchter Blandine und Cosima und danke ihnen übervollen Herzens der süßen Freuden und Befriedigungen, die sie mir gewährt durch ihr edles Herz und ihren gerechten Sinn." „Sie sind würdig, die Leidenschaft für das Gute zu gewinnen und zu

pflegen; ich ermahne sie, das geistige Erbe, das ich ihnen übergebe, zu hüten, des Strebens nach dem Hohen, des Abscheus gegen alles Falsche und Niedrige, — des schlichten Opfermutes und der stillen Taten."

Fast zur selben Zeit hat Bülow die Gattin, die es so meisterlich verstand, Schönes zu sagen und, wo es not tat, stets zu seinem Vorteil für ihn eintrat, „die herzliche Geistesvirtuosin" genannt. Wenige Wochen später, am 12. Oktober ward ihnen die erste Tochter — Daniela Senta — geboren, die sich so voll im Geiste des edlen Elternpaares entwickeln sollte, mit edelster Weiblichkeit und treulicher Herzensgüte hohen künstlerischen Sinn verknüpfend.

Der Verkehr mit Weimar ward seit dem Tode Daniels ein wärmerer geworden. Die Veränderungen, die in Liszts Leben eingetreten waren, ließen ihn die zärtliche Zuneigung der Tochter doppelt empfinden. Sie war, wie Bülow meinte, die einzige, die ihm über die Lebensmiseren fortlächeln helfen konnte. Aber er sah mit Sorge ihren leidenden Zustand und drang auf eine Kur in Reichenhall. So gab er ihr mit Bülow das Geleit bis Regensburg, durchwanderte mit ihnen die alten schönen Städte Bamberg und Nürnberg. Auch die Walhalla haben sie selbdritt besichtigt, wo sie die Rauchschen Siegesgöttinnen bewunderten: „geflügelte Strophen in Marmor" nannte sie Liszt. Die Kur in Reichenhall tat ihr sehr gut. Und dort traf in Begleitung ihrer Schwester Blandine ein Besuch ein, der sie tief erfreute: Richard Wagner, der seine Reise nach

Wien zu diesem Zwecke unterbrochen hatte. Er fand sie in voller, erneuter Frische. Sie wanderte viel in der schönen Gebirgswelt und nun feierte sie mit der Schwester ein frohes Wiedersehen. Die alte Heiterkeit der Mädchenjahre schien wieder erwacht und Wagner beschwerte sich lebhaft bei Blandine, die ihn und wohl auch die Schwester nicht begriff. Denn diese litt und rang in ihrer dreifachen Mission dem Vater, dem Gemahl und dem Freunde gegenüber. Sie sah die Leiden dieser drei wunderbaren, eigenartigen Menschen und hielt sich für berufen, ihnen mit ihrer ganzen seelischen Kraft zu helfen. Sie fühlte, ja sie wußte, welche Dornenkrone der großmütige Vater trug, wie qualvoll das Glück war, das ihm die Fürstin gegeben, deren Rolle so sehr ihrer künftigen glich, die sie doch in ganz anderer erfreulicher Weise gelöst. Wo jene die Ruhe nahm, da gab sie sich selbst um der Ruhe willen, die sie dem Menschen gab, um den Künstler in ihm zugleich zu erlösen. Dem Gatten war sie die treueste Gefährtin, aber ihre beiden großen und doch so verschiedenartigen Naturen trafen am meisten in der Verehrung des Einen zusammen, den sie als den Größten erkannten, für den sie Beide sich mühten und der wie der fliegende Holländer kam und ging, um immer wieder an dem Port zu erscheinen, wo er einzig das Heil finden sollte. Sie war Senta und Holdegebe zugleich, in der jetzt noch das Bewußtsein schlummerte, daß sie berufen, den „armen Heinrich" zu versühnen, der so sehr an der Welt litt. Daher „der scheu fragende Blick", mit dem sie dem von Reichenhall Scheidenden in die Augen sah.

Indessen fand sie in dem sonnigen Tale die Gesundheit wieder. Sie kehrte über Löwenberg, wo sie eine zeitlang bei dem gastlichen Fürsten verweilte, nach Berlin zurück. Das Leben ging immer weiter. Sie hörte mit banger Sorge von den vereitelten Hoffnungen des Meisters in Wien, wie er sich abermals nach Paris begab, um am Quai Voltaire in armseligster Umgebung die Dichtung seines deutschesten Werkes zu schaffen, das die Not ihm aufzwang und das ihm doch erst unter dem Zauber ihrer Güte zu vollenden beschieden war. Zu keiner Zeit ist in ihm die Sehnsucht nach eigener „Wunne und Weide" so leidenschaftlich hervorgetreten, als in der Periode des Schaffens an den „Meistersingern". Es war nicht „der herrliche Hausrat", den er brauchte, sondern das liebende Verstehen, und so bemächtigte sich seiner das Gefühl grenzenloser Verlassenheit, das in ihm aufschrie und nur dann zum Schweigen kam, wenn sein Lieblingsschüler mit seiner wunderbaren Gattin in seiner Nähe weilte. Einzig durch sie kam jene sonnige Stimmung über ihn, die eine zeitlang in Biebrich seinem Schaffen so segensreich war. Immer tiefer drang sie während ihres Aufenthaltes in dasselbe ein, immer mächtiger entfaltete sich vor ihrer Seele die Größe des Genius. Mit stiller Verklärung vernahm sie „Wotans Abschied", hörte sie durch Schnorr von Carolsfeld die Tristanklänge zu vollem Leben erwachen und empfand sie den innigen Zauber, der aus den werdenden „Meistersingern" wehte. Entzückt schrieb sie darüber an den Vater: „Die Meistersinger verhalten sich zu den anderen Schöpfungen Wagners wie das

„Wintermärchen" zu den Werken Shakespeares. Wagners Phantasie hat sich in das Gebiet des Heiteren und Schalkhaften verloren, sie hat durch ihren Zauber das mittelalterliche Nürnberg mit seinen Gilden und Zünften, seinen Handwerker-Poeten, seinen Pedanten und seinen Rittern heraufbeschworen, um inmitten der höchsten, idealsten Poesie das befreiendste Lachen hervorzurufen. Von dem Geiste und der Bestimmung des Werkes abgesehen, könnte man es in seiner künstlerischen Ausführung mit dem Sakramentshäuschen in der St. Lorenzkirche vergleichen. Wie dort der Bildner, so hat hier der Tonsetzer die anmutigste, phantasievollste, reinste Form erreicht, — die Kühnheit in ihrer höchsten Vollendung; und wie am Fuße des Sakramentshäuschens Adam Kraft das Ganze mit ernster und gesammelter Miene trägt und hält, so in den Meistersingern die Gestalt des Hans Sachs, der mit ruhig tiefer Heiterkeit die Handlung beherrscht und leitet." Wundervolle Worte, die zeigen, wie sie den Geist des ganzen Werkes erfaßt, wie sie die tiefe Bodenständigkeit desselben erkannte. Wie seltsam aber auch der Kontrast zu dem Vater, der damals in Rom weilte, ganz unter dem Eindruck der Fürstin. So klangen sie gleichsam wie das frohe Geläute der deutschen Glocken an sein Ohr, eine Mahnung an den Freund und seine Kunst, an das Vaterland, auf dem beide standen, stehen mußten. Und dann sehen wir sie ruhig dem Meister vorlesen während der Sitzungen, die er dem Maler Willich gewährte. Dieser war im Auftrag der Frau Mathilde Wesendonck erschienen, um für sie ein Porträt des Meisters zu

schaffen. Es ist einer der vielen feinen und großen Züge, die uns bei der außerordentlichen Frau begegnen.

Sie hört jetzt auch in Laubenheim, wohin sie sich von Biebrich aus zu dem Landhaus Schotts begaben, die fünf Gedichte der Frau Mathilde, die Wagner in der Tristanperiode vertont und ihr gewidmet hatte und die er jetzt dem schwierig gewordenen Verleger ausliefern mußte. Es war Emilie Genast, die diese Studien zu „Tristan und Isolde" sang. Dazu aber kamen die fröhlichen Wanderungen am Rhein, über denen heiterste Freude lag. Welcher Zauber, da bei der Überfahrt bei Bingen Schnorr das Steuermannslied anstimmte und seine wunderbare Stimme durch die Mondnacht klang. Und sie erfuhr hier zum ersten Male von Parzival. Dies, so meinte der Meister, der eigenen Ahnung Ausdruck gebend, werde sein letztes Werk sein. Doch sie sah auch all das, was an Künstlers Erdenwallen haftete. Sie erlebte das Wiedersehen Wagners mit seinem alten Freunde Röckel, der nach jahrelangem Schmachten aus dem Zuchthause Waldheim entlassen zu ihm kam, ungebeugt und ungebrochen, zu neuem Kampfe bereit. Und in Frankfurt ward bei einer Aufführung des „Tasso" die symphonische Dichtung ihres Vaters ausgezischt.

Wagner aber gab ihre Nähe den alten Frohmut, ja Übermut zurück, der bei den Rheinfahrten sich in so freudiger Weise äußerte. Er fühlte das Außerordentliche, das Elbische in ihrem Wesen, das so sehr seiner eigenen Natur entsprach. „Hier war Alles Schweigen und Geheimnis", sagt er selbst von der wunderbar

aufsteigenden Erkenntnis, die gleichwohl nur nachtwandlerische Wege ging. So traf ihn der bald nach der Abreise des Bülowschen Paares erfolgte Tod Blandine Olliviers, der Frau Cosima zum Troste der verzweifelten Mutter nach Paris rief, wie ein Wetterschlag. Er schrieb darüber an Bülow: „Der Todesfall Blandines ist geradewegs furchtbar." „Die unheimliche, geradewegs dämonische Bewandtnis, die es bei dieser Nachricht bei mir hatte, ist grausam. Mir ist's, als ob mich dies ganz persönlich hätte treffen sollen, und als ob es nur auf mich dabei abgezielt gewesen wäre. Gott weiß, zu was ich noch bestimmt bin: aber es bildet sich bei mir ein starker Glaube an einen ganz absichtlich mir beschiedenen Unstern aus, in der Art, daß ich auch meinen Freunden Unglück bringe — vielleicht um meine, für die Kunst mich rettende Neigung zur Heiterkeit mir gründlich zu zerstören. In diesem Sinne blicke ich mit wahrer Sorge gerade auf Euch und verlange völlig mit Schicksalsbedeutung einmal ein Zeichen des Gegenteils." Ein solches Zeichen konnte er in der rührenden Sorge sehen, mit der die Beiden in seiner Lebensnot mit ihrer an sich so beschränkten, aber um so feineren und hochherzigeren Weise zu helfen suchten. Sie lastete auf ihnen selbst. Was sie empfanden, war mehr als Mitgefühl. Und es war nicht leicht, ihm zu helfen. Aber ihre Hilfe war ihm wie das Geschenk der guten Fee, und belebte, beseligte ihn. Für die außerordentliche Frau aber war es die Schule des Lebens. Die beiden großen Seiten ihrer Natur, das über allem Kleinlichen und Erbärmlichen schwebende

Weibliche und der große frauliche Sinn, der nicht mit dem Leben spielt, sondern es mit klaren Blicken durchdringt und schließlich sich zu glänzender, ja kühner organisatorischer Kraft entfaltet, wuchs ungemein.

Im Oktober 1862 gab es in Leipzig bei dem von Weißheimer veranstalteten und finanziell so sehr mißglückten Konzerte ein Wiedersehen, das den Meister über alle Misere des Augenblickes hinweghob und ihm seinen freudigen Humor zurückgab. „Kinder", schrieb er an Bülow, „wie ich Euch Beide in Leipzig wiedersah, ging mir's Herz auf! Gewiß, ich liebe Euch sehr! O Himmel, Vertrautsein, sich angehören! Das ist doch das Einzige: ach! und 's ist so schwer! Da ist mit dem Herzen nichts allein getan: gescheit muß man dazu sein!"

Jedoch mit Bülows Scheiden schied auch wieder das Glück von dem friede-freudelosen Mann. Der Kampf um die Ruhe nahm sie ihm, und wir sehen ihn mit höchstem äußeren und doch ohne jeden inneren Erfolg seine Konzertreisen antreten, die ihn nach Pest und Petersburg führten, ohne daß er der finanziellen Bedrängnis kräftiger zu wehren vermochte. Die Freunde in Berlin litten mit ihm, während dort das Leben immer weiter ging. Im Frühling 1865 ward ihnen die zweite Tochter geschenkt, die in memoriam der verstorbenen Schwester, Blandine getauft wurde. Die Freude war bald durch schwerste Sorge getrübt. Das Kind erkrankte und war von den Ärzten bereits aufgegeben, aber durch „die Wunder von Sorgfalt" Frau Cosimas, wie Bülow schreibt, gerettet worden. Auf einer kurzen

Reise nach Dänemark fand die junge Mutter rasch Erholung und Gesundheit. Freilich nur, um mit dem Gemahl unter Wagners Schicksal schwer zu leiden, das ihr immer tiefer zu Herzen ging. Sie sah die innere Zerfahrenheit, die sich seiner bemächtigte, sie fühlte, daß sie das einzige Wesen war, das ihm Ruhe und Halt zu geben vermochte, im vollsten Sinne des Wortes die Elisabeth, die ihn erlösen konnte. Das ward den Beiden klar, da er im November 1863 vor dem Antritt seiner Reise nach dem Osten einen Tag in Berlin verweilte. Da wurde er „beim Abschied an jene wunderbar ergreifende Trennung von Cosima in Zürich gemahnt, so daß ihm die dazwischen liegenden Jahre wie ein wüster Traum zwischen zwei Tagen der höchsten Lebensentscheidung verschwanden. Nötigte damals das ahnungsvoll Unverstandene zum Schweigen, „so war es nicht minder unmöglich, dem jetzt unausgesprochen Erkannten Worte zu geben." So hat er selbst fünf Jahre später der edlen Frau im stillen Triebschen das Bekenntnis seiner damaligen Stimmung in die Feder diktiert. Aber damals schrieb er der großen Freundin seines Hauses, Marie von Buch, der künftigen Gräfin Schleinitz die Calderonschen Worte aus dem „standhaften Prinzen" als Albumblatt nieder: „Was unmöglich zu verschweigen und unmöglich auszusprechen." Alles drängte sich in ihm zur Lebensverneinung. Es war ganz die Stimmung Tristans in Kareol, die in anderer Art doch sein ganzes Leben durchzog, von jener Zeit an, da er zum Motto seiner „Faustsymphonie" die Goetheschen Worte wählte:

„Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt."

Liszt hat ihn einmal gefragt, warum er diese musikalische Dichtung nicht zu einer Symphonie ausbaue, in deren zweiten Satze Gretchen eintreten mußte. Er erwiderte, der zweite Satz sei die „Senta". In diesem Sinne kann die Faustouverture als das Vorspiel seines Erwachens zum Leben gelten, wie er nach der unerhörten Wendung seines Schicksals durch den jungen Bayernkönig am 1. Juni 1864 an Bülow schrieb: „So wäre denn dieser merkwürdigste Maimonat meines Lebens verflossen." „Das in ihm Erlebte läßt sich mit nichts vergleichen: die Gegensätze wirkten wie bei einem jener schrecklichen Gewitter, wo bei der erdrückendsten Steigerung plötzlich der Umschlag eintritt. Das Alles wirst du einmal mündlich erfahren: nur so viel, daß hinter mir wirklich eine Welt unterging, und ich mir ganz wahrhaftig wie gestorben vorkomme, wogegen ich mich jetzt wie ein seliger Abgeschiedener dünkte, der mit jener Welt nichts wirkliches mehr gemein hat."

Sein Erstes aber war, die Freunde zu sich zu holen. Es ist eigenartig, wie schwer sich Bülow entschloß, diesem Rufe zu folgen, der ihm die Befreiung aus den zwangvollen, peinigenden und aufreibenden Berliner Verhältnissen bot. Und doch war der Ruf so echt, aus tiefstem Herzen entsprungen, ja wie ein Klang aus Rolands Horn! „Hans", schrieb er, „Ihr trefft mich im Wohlstand: mein Leben ist vollkommen umgestaltet! Ich bin getragen von der gediegensten Liebe, dem reinsten Willen! Aber mein Haus ist öde! — Und

nun erst empfinde ich dies schmerzlicher als je." „Sonst habe ich keine Freunde wie Ihr! Glaub' mir das! Glaub' mir das! Nur mein junger König steht Euch zur Seite!" So sandte denn Bülow Ende Juni Frau und Kinder voraus nach Starnberg. Er selbst traf am 7. Juli ein, aber nur, um sofort – es war die Reaktion der letzten Berliner Zeit – zusammenzubrechen. Er erkrankte schwer an einem nervös-rheumatischen Fieber. Wagner selbst schreibt besorgt und teilnahmsvoll über seinen Zustand. „Dazu" meint er, „eine tragische Ehe; – eine junge, ganz unerhört seltsam begabte Frau, Liszts wunderbares Ebenbild, nur intellektuell über ihm stehend." Kein Zweifel. Hier waltete das Gesetz der Tragik wie in Wagners Leben, der unter dem seelischen Drucke der großen Schicksalswendung kaum froh zu werden vermochte. „Ich stürbe jetzt so gern", schrieb er an die Freundin Eliza Wille. Frau Cosima aber litt nicht minder. Dazu kam die Sorge, das Mitleid mit dem Vater, dessen Beziehungen zur Fürstin gerade jetzt einen peinlich tragischen Charakter annahmen. So trieb es sie jetzt zu ihm und sie ließ das Musikfest in Karlsruhe um seinetwillen über sich ergehen. Er bedurfte ihrer. Mit ihr kam er dann nach München, um nach dem kranken Schwiegersohn zu sehen. Eine Begegnung mit Wagner aber wollte er vermeiden. Doch dieser ließ es sich nicht nehmen, den Freund nach all den Jahren wieder zu begrüßen. Indessen helfen konnte er auch nicht. Liszt war ja sichtlich erfreut über die bevorstehende Berufung seines Schwiegersohnes, für die Wagner beim König alles getan,

was in seinen Kräften stand, und beruhigt über die kluge Haltung seiner Tochter. „Sie zeigt," so heißt es in einem Briefe an die Fürstin, „viel Verständnis in dieser Lage und wird die Dinge zu gutem Ende bringen." Die tiefe innere Not ahnte er kaum, auch nicht, welch' tiefe Beweggründe Wagner zu der Übersiedlung der Freunde nach München drängten. Sie werden uns aus seinen Worten offenbar: „Beiden habe ich für uns alle nur ein Erlösungsmittel in Aussicht gestellt, höchstes Kunstschaffen und -Wirken." Kein Wunder, wenn auch sie aufs Schwerste litt, zumal als sie den Gatten Anfang September nach Berlin zurückbegleitete, wo es galt, die dortigen Verhältnisse zu lösen. Bekümmert meldete Bülow seine Sorge dem Meister, der ihm wiederum in seiner wunderbaren Weise antwortete: „Cosimas leidender Zustand ängstigt auch mich. Alles, was sie betrifft, ist außerordentlich und ungewöhnlich: ihr gebührt Freiheit im edelsten Sinne. Sie ist kindlich und tief — die Gesetze ihres Wesens werden sie immer nur auf das Erhabene leiten. Niemand wird ihr auch helfen, als sie sich selbst! Sie gehört einer besonderen Weltordnung an, die wir aus ihr begreifen lernen müssen. — Du wirst in Zukunft günstigere Muße und eigene Freiheit in besserer Genüge haben, um dies zu beachten und deinen edlen Platz an ihrer Seite zu finden. Auch das gereicht mir zum Trost!" — Hier begegnen wir wie bei näherer Erkenntnis mehrfach den inneren Gegensätzen, die bei aller Verehrung und Liebe Bülows für den Meister, ihn innerlich von ihm trennten. So rang er bange mit

dem Entschluß, nach München zu gehen und endgiltig entschieden hat er sich erst auf Liszts Zureden. „Meinem berückend liebenswürdigen, verehrten Meister und Schwiegervater überließ ich," so schreibt er selbst, „in letzter Instanz die Entscheidung. Sein unbedingtes Zureden hat mich sicher geführt." So hatte Liszts Aufenthalt in Berlin schicksalsvolle Bedeutung. Er selbst fühlte sich, ehe er den Weg nach Rom antrat, tiefer zu seiner ihm so gleichgearteten Tochter hingezogen. Sie beide standen vor großen Schicksalen, in denen sie ganz auf sich selbst gestellt waren und wo sie sich selber helfen mußten. Zunächst gab ihm die Tochter das Geleite nach Paris. Von dort ging er nach Rom. Sie aber ihrer neuen Zukunft nach München entgegen. Dort brach für sie die große Zeit des Wirkens an. Sie wurde im schönsten Sinne des Wortes Wagners Sekretär. Sie führte für ihn die Korrespondenz mit den Freunden, mit all denen, die sich an den „Freund des Königs" mit allen möglichen Anliegen wandten, mit den Hofstellen und mit dem König selbst, der in ihr die geistesgewaltige Frau erkannte und verehrte. Man darf es wohl sagen: Wäre sie in dieser Zeit schon die Gattin des Meisters gewesen, seine Stellung in München wäre eine andere geworden und hätte kaum mit der Katastrophe geendet, die ihm unter den gegebenen Verhältnissen gleichwohl zum Heil geworden ist. Denn sie besaß, das kann nicht genug betont werden, alle Eigenschaften der großen Frau von Welt in einzigartiger Weise, eine Energie des Willens, eine Klarheit des Blickes, der sie alle Verhältnisse, aber auch alle Intriguen scharf

erkennen ließ. Sie war begabt mit seltener Menschenkenntnis, und Alles neigte sich unwillkürlich voll Bewunderung vor der wunderbaren Frau, die zugleich ein tiefes echtes Künstlertum in sich trug. Man hat es oft beklagt und vielleicht nicht mit Unrecht, daß Bülow im Dienst für die Sache seiner beiden Meister die eigene Produktivität hat brach liegen lassen. Frau Cosima hat dies zweifellos in noch weit höherem Grade getan. Dadurch erst gewinnt diese unvergleichliche Gestalt die volle Beleuchtung. Dadurch aber gab sie ihrem Liebesopfer noch eine besondere Weihe. Dazu kam, daß auch damals nur sehr wenige Menschen Wagner ganz begriffen, den Menschen, den Künstler. Und an ihm selbst hingen noch die Schlacken eines unseligen Lebens, in das sie allein Licht und Ruhe bringen mußte, allein bringen konnte. Es ist nicht zu viel gesagt: sie hat ihn gerettet, und sie durfte zu ihm die Worte sprechen, mit denen Gurnemanz Parsifal segnet: „So weiche jeder Schuld Bekümmernis von dir." Das ist der eigentliche, tiefe Inhalt der Münchener Tage, dem gegenüber ihr übriges Walten und Wirken erscheint wie die Verbindung zwischen einer eigenen unsichtbaren Welt und der gemeinen Deutlichkeit der Dinge. Sie denkt an Alles, sie sorgt für alles — nur nicht für sich selbst. Dabei lebt sie sich in die wunderbare Welt seines Schaffens völlig ein. Und ehe er sichs versieht, tritt ihm in ihr die Jüngerin Schopenhauers entgegen, die den großen Einsamen mit ihm am besten versteht. Und wir dürfen ohne Übertreibung sagen: damals schon ward der geistige Grundstein von Bayreuth

gelegt. Während noch Wagner sich dem grenzenlosen Enthusiasmus für den jungen König hingab, ahnte sie schon die Grenzen von dessen Idealismus.

Doch bedeutsam war die Münchener Zeit und glänzenden Hoffnungen ward zumal in den Tristantagen fast traumhaft schöne Erfüllung. Cosima war für Bülow wie für Wagner die Egeria, die in Rat und Tat ihnen zur Seite stand, wenn sie auch des Gatten steigende Heftigkeit nicht zu zügeln vermochte, wie es zum Segen der gemeinsamen Sache besser gewesen wäre. Aber sie war auch ihm der gute Kamerad, der festen Schritt hielt. Mit ihm zusammen fuhr sie im August nach Pest zur Aufführung der „heiligen Elisabeth". Wohl wallte in ihrem Herzen das Blut der Tochter auf, da sie den Vater auf der künstlerischen Höhe des Lebens fand, inmitten seines ihm entgegenjubelnden Vaterlandes, wieder ganz der Künstler, der sich und sein Werk verstanden fühlte. So blieben sie bei ihm bis Mitte September, teilnehmend an seinem Ruhm und an dem inneren Glück, das er nach all den römischen Enttäuschungen auf dem Boden der Heimat fand. Als sie nach München zurückkehrten, begann sich der Himmel zu verdüstern. Wohl hatte sich Wagner von dem furchtbaren Schlage, der ihn durch den Tod seines Schnorr von Karolsfeld getroffen, in seiner Parzifaldichtung wieder gefunden. Und seine großen Pläne schienen auf diesem Boden der Reife entgegenzugehen. Gottfried Semper war zu den Beratungen über den Bau des Festspielhauses nach München gekommen, die Gründung eines neuen Organs war

beschlossene Sache. Wagner selbst hatte bei einem kurzen Aufenthalt in Wien mit Fröbel wegen Übernahme der Redaktion verhandelt. Jedoch auch die Gegner waren am Werk. Als der Meister nach einer Reihe von wunderbaren Tagen, die er mit dem königlichen Freund in Hohenschwangau verlebt, nach München zurückkehrte, mußten ihn die Freunde auf die häßliche Bewegung hinweisen, die in der Stadt entfacht, und allmählich angeschwollen war. Und am 10. Dezember schon verließ er die Hauptstadt: ungebeugt und ungebrochen, um sich bei Genf ein neues Heim zu gründen und seine Arbeiten wieder aufzunehmen. Schon am 27. Dezember schreibt Bülow, daß er von Wagner gute Nachrichten habe. „Sein Humor ist unverwüstlich. Außerdem habe ich ihn in den unruhigsten Tagen seines unruhigen Geschickes gerade stets am würdevollsten gesehen." In der Tat trat gerade in solchen Augenblicken seine menschliche Größe mächtig hervor. Eben war Minna von ihrem Leiden durch einen sanften Tod erlöst worden. Die Unruhevolle, die auch in des Gatten Herz so viel Unruhe gebracht, war zur Ruhe gekommen. Und dem Meister selbst hatte sie im Tode den Frieden gegeben. Wohl fühlte er sich einsam. Gewiß entbehrte er den Rat und die Nähe der wunderbaren Frau, die ihm in München so tapfer zur Seite gestanden, und in Haus und Herz die Sonne gebracht. Mut brauchte er nicht. Den hatte er selbst bis zum Übermut verspürt. Aber die liebende Sorge des Weibes, die er seit den Tagen, da er den „Tannhäuser" schuf, so namenlos ersehnt, konnte er nicht mehr entbehren. So sandte ihm Bülow die freundliche Ärztin im März

in Begleitung ihrer Tochter Daniela nach den „Champs des Artichauts". Keine verstand ihn wie sie und keine liebte ihn wie sie. Und keine war so bereit, jegliches Opfer zu bringen, um ihm alles das zu sein, dessen er als Mensch und Künstler bedurfte, ohne das er nie und nimmer sein großes, fast übermächtiges Lebenswerk hätte vollenden können. Gerade die Münchener Katastrophe drängte zu entscheidender Tat. Er konnte, er durfte nicht auf die Dauer einsam bleiben. Diese Erkenntnis rang sich aus ihrer Seele los und gab ihr die Kraft, allen Hemmungen den edelsten Trotz entgegenzustellen und alle Hindernisse mutig zu überwinden. Sie verstand seine Sehnsucht nach Heim und Haus, und sie nützte die Tage, die ihnen gegeben waren. Sie forschten in der französischen und deutschen Schweiz nach einer Stätte, und siehe! bei der Fahrt auf dem Vierwaldstätter See fanden sie auf jener schmalen Landzunge bei Luzern ein altes Haus, in lauschigem Park versteckt — Triebschen. Ehe sie von ihm Abschied nahm, war alles besprochen, und er bereitete mit frohem Eifer die Übersiedlung in dieses traute Heim, wo er die schönsten Jahre seines Lebens verbringen sollte, sich kräftigen zur Vollführung der Bayreuther Idee. Er schuf sich das Heim nur im Gedanken an das Zusammensein mit denen, die er liebte. So ging schon am 8. April die Einladung an Bülow, zu ihm zu kommen: „Betrachte mein Haus als Dein Haus, meine Wirtschaft als Deine Wirtschaft." In der Tat, nie war seine Freundschaft zu ihm größer als in diesen Tagen, wo sich doch für alle die schwerste Entscheidung

vorbereitete. Mitte Mai kam denn auch die Freundin mit den Kindern, einige Wochen später Bülow selbst. Was nun vor Allem nötig, war Schaffung voller klarer Verhältnisse. Das aber war für alle Teile ebenso schwer, wie es notwendig war. Denn es galt dabei Riß und Bruch zwischen Menschen zu vermeiden, die doch ein starkes künstlerisches Band vereinigte. Das hat Wagner selbst am rührendsten ausgedrückt in einem Briefe, den er dem Freunde von Triebschen schrieb: „Alles rührt mich und ergreift mich, was Dich betrifft, von Deinem Besuch mit Lipinski in Graupe bei Pillnitz, Deinem Züricher Debüt – bis auf diese traurigen Zeiten, in denen sich nun in schmerzlichem Ernste bewähren soll, welches der Inhalt unserer Lebensbeziehungen ist. Die Anlage unseres Münchener Verhältnisses war auf eine Verklärung durch die Kunst berechnet, was uns trennte, sollte uns vereint halten, was wir opferten, sollte uns bereichern. Tief und innig war ich oft von Dir gerührt, wenn wir uns ganz auf der Höhe unserer Aufgaben fanden: Da war auch Dir alles klar und verständlich. Nun ist uns diese Übereinkunft benommen: was nur die Begeisterung uns blitzartig erleuchtete, soll sich in ruhig klarem Lichte uns bewußtvoll deutlich zeigen, das unerläßlich Notwendige in einen vernünftigen Willensplan gefaßt werden.

Was sagst Du mir, wenn Du mich fortgesetzt „verehrter Meister" nennst? So oft habe ich mich an Dein Herz gewandt! Willst Du nun sagen, daß der Freund sich dem Meister opfert? Wahrlich darf ich auch nur als „Meister" das Freundesopfer annehmen:

soll ich noch schaffen, oder habe ich geendet? — Das ist die Entscheidung, die über mir schwebt. Der Möglichkeit, noch zu schaffen, habe auch ich schon große Opfer — glaub' es mir, höchste Freundschaftsopfer gebracht: nun liegt es unerbittlich vorgezeichnet, — nur dem Opfer des Freundes kann jene Möglichkeit ferner zu erwirken sein. Glaubst Du an Freundschaft? Meisterliebe?" So schrieb er an einem nebligen Septemberabend 1867. Noch aber war man nicht so weit. Und doch zog das Glück wahrhaft in Triebschen ein und waltete ihre Hand schon über der Vollendung der „Meistersinger", trotz der Schwere der Situation, trotz des tiefen Leides, das auch sie bewegte. Das Schmerzlichste aber für sie war wohl das Schweigen des Vaters in der ganzen Zeit, obschon er mit liebevoller Sorge auf die Edle sah, die sich gerade jetzt als echte Tochter des großen Vaters erwies. Und schließlich konnte er nicht länger bei Seite stehen. Im Oktober 1867 eilte er selbst nach Triebschen, um sich mit dem Freunde Aug' in Auge zu besprechen. Und sie schieden in der alten Herzlichkeit.

Dann kam noch einmal München, wo die Wagnerische Sache doch immer mehr durchdrang. Und die Aufführung der „Meistersinger" sollte ihr zum vollen Siege verhelfen. Da waltete Frau Cosima wieder in dem Hause an der Arcostraße, wo Bülow sein Quartier aufgeschlagen hatte, und sie sah nun unter dem Zusammenwirken der beiden Freunde das Kunstwerk, bei dem sie im edelsten Sinne des Wortes Pate gestanden, zum vollen Leben erstehen. Wundervolle Tage und doch —

da er nach der ersten Aufführung heimkehrte in sein einsames Triebschen, da floh er aus dieser Welt des Äußeren in die Einsamkeit, in sein Asyl. Aber wenn er hier einzig Rettung zu finden hoffte für sich, so mußte er auch hier bergen, „was ohne ihn zu Grunde gegangen wäre". In München hatte der Haß der Gegner auch gegen sie sich gewendet. Selbst ein Blatt wie die „Kölnische Zeitung" sprach von den politischen Machinationen der Partei Richard Wagner, die in Wagners Abwesenheit in der Gattin Hans v. Bülows ihr Mundstück habe. So hatte sich zu der inneren Notwendigkeit die äußere gesellt. Da machte sie dem ganzen elenden Treiben gegen sie und ihn ein Ende, und tat über Neid und Haß hinweg den Schritt. Sie war sein, die Mutter seiner Kinder, sie gehörte zu ihm und kam zu ihm.

„In dieses Asyl flüchtete sich seitdem auch diejenige, welche zu bezeugen hatte, daß mir wohl zu helfen sei, und das Axiom so mancher meiner Freunde, „daß mir nicht zu helfen", unrichtig war. Sie wußte, daß mir zu helfen sei und sie hat mir geholfen." Mit diesen Worten hat Wagner selbst diese Tat am besten charakterisiert. Und die Welt lernte sie verstehen. Zu diesem Verstehen aber hat sich als Erster Hans v. Bülow emporgerungen, der das schwerste Opfer mit starker und großmütiger Seele brachte. Im April des folgenden Jahres sandte er auch seine Töchter Daniela und Blandine nach Triebschen, die in der Mutter die beste aller Erzieherinnen, in dem Meister aber den wahrhaft väterlichen Freund fanden, der mit treuer Liebe und Sorge

sie umgab, und an ihnen seine helle Freude hatte. Sie vervollständigten das Glück dieser stillen, einzigen Jahre, die edelstem Schaffen geweiht waren. Es fehlte freilich nicht an der Unruhe von Außen. Wagner hatte gerade München, ja selbst dem König gegenüber Proben seiner mannhaften Gesinnung zu bestehen, in denen er sich in der Tat als Charakter bewährte und doch zugleich dem Freunde seine tiefe innere Treue erwies. Aber die Wogenschläge des Lebens brachen doch an den festen Mauern, die nun den Meister bargen, sein Glück und sein Schaffen. Mit Freude und Befriedigung hatte er sich der Fortsetzung seines „Siegfried" zugewendet. Die Unrast, die ihn bis dahin daran gehindert, war gebannt. Und nun ward ihm am 6. Juni 1869 der Sohn geboren. „An dem Tage," so schrieb er an den Freund Pusinelli, „an dem mir Überglücklichen ein schöner Sohn geboren wurde, vollendete ich die Komposition des „Siegfried", in welchem ich mich elf Jahre unterbrochen hatte. Ein unerhörter Fall! Keiner hat geglaubt, daß ich dazu noch kommen würde."

Es wird in unserer Literaturgeschichte so viel geschrieben über den Einfluß von Weib und Liebe auf das Schaffen unserer Dichter. Man bringt Produktion und Herzensbeziehung so gern in engen und engsten Zusammenhang. Auch bei Wagner ist viel gemutmaßt, viel behauptet worden. Man vergißt aber dabei, daß sein Schaffen wie das jeden Genius' aus ganz anderen unergründbaren Quellen floß. Ein anderes ist es um die Schaffensmöglichkeit, die Schaffensruhe, die ihm jetzt in so ungetrübter Weise zuteil ward. Und da dürfen

wir ruhig sagen, daß ohne diese große Wandlung seines Schicksals, ohne das Walten dieser wunderbaren Frau sein Werk niemals vollendet worden wäre.

Gäste kamen und Gäste gingen: jeder aber war voll der Bewunderung für den Geist, der in diesem Hause waltete. Vor Allem einer, der mit Triebschen und Wagners Werk so eng verwachsen ist, daß eine Lösung rein undenkbar schien — Nietzsche. Seitdem er zu Pfingsten 1866 zum ersten Male an die Pforte gepocht, war er oft wiedergekehrt und hatte sich schließlich völlig Eins gefühlt mit den Bewohnern. Frau Cosima war ihm eine gütige Freundin und Beraterin in allen Dingen geworden. Sie erkannte seine große Intelligenz, machte ihn aber auch schon frühzeitig auf die gefährlichen und verhängnisvollen Eigenschaften seines Wesens aufmerksam. Er fühlte recht gut das Segensreiche und Huldvolle dieses Einflusses, der, wenn er ihn nicht verscherzt hätte, ihn ganz andere, lichtere Pfade hätte finden lassen. Gerade darin, daß er sich eigensüchtig und selbstgefällig diesem entwand, tritt das Krankhafte seines Wesens zuerst und am deutlichsten hervor. Das Begeisterte, Bleibende in seinem Lebenswerk, das hat sie mit dem Gemahl zusammen zuerst erkannt und in der erhebendsten Weise gepflegt. Er war der Freund des Hauses, der jedes Fest mitfeierte, der gern und mit Freuden den Weihnachtsboten machte und dem Wagner die Überwachung des Druckes der Autobiographie anvertraute. Diese hat der Meister an den stillen Triebschener Abenden der Gefährtin in die Feder diktiert — vor Allem ein großes Bekenntnis

für sie selbst, vor deren Augen er sein ganzes Leben aufrollten wollte, damit sie jede Faser seines Wesens erkennen könnte. In diesem Sinne muß dieses Werk Wagners betrachtet, gelesen und auch gewürdigt werden.

Und jetzt entstand Wagners tiefstes Prosawerk, seine Schrift über „Beethoven", das Bedeutsamste wohl, was über den Gewaltigen, wie über Musik überhaupt geschrieben worden ist, von der Liszt mit Recht meinte, „in dieser Schrift finden sich Seiten, welche Schwindel erregen." In der Tat steigert sich hier die Liebe des Meisters zu dem Titanen, den er als Knabe wie einen Heiligen anrief, zur tiefsten Erkenntnis. In keiner seiner Schriften hört man das geheimnisvolle Rieseln des Urquells seines Geistes wie in dieser, die unmittelbar neben die Tondichtung zu setzen ist, die er der Gattin zum Geburtstag 1870 gewidmet hat, den innigsten und freudigsten Ausdruck seines Dankgefühls: das „Siegfriedidyll", dessen — spätere — Widmung also lautete:

„Es war Dein opfermutig hehrer Wille,
Der meinem Werk die Werdestätte fand,
Von Dir geweiht zu weltentrückter Stille,
Wo es nun wuchs und kräftig uns erstand,
Die Heldenwelt uns zaubernd zum Idylle
Uraltes Fern zu trautem Heimatland —
Erscholl ein Ruf da, froh in meine Weisen:
„Ein Sohn ist da:" — der mußte Siegfried heißen.

Für ihn und Dich durft' ich in Tönen danken, —
Wie gäb' es Liebestaten hold'ren Lohn?

Sie hegten wir in unseres Heimes Schranken,
Die stille Freude, die hier ward zum Ton.
Die sich uns treu erwiesen ohne Wanken,
So Siegfried hold, wie freundlich uns'rem Sohn,
Mit Deiner Huld sei ihnen jetzt erschlossen,
Was sonst als tönend Glück wir still genossen."

Am Morgen des 25. Dezember überraschte sie der Meister mit den Klängen dieser zarten, tief ergreifenden Huldigung. Es war der Höhepunkt der Triebschner Tage, die sonst der Arbeit gehörten. Sie wäre nicht die Vertraute seiner Kunst gewesen, wenn sie jetzt nicht den Plan des Meisters, seine Werke zu sammeln, zur Reife gebracht hätte. Sie war es, die das vielfach Zerstreute mit Eifer und Verständnis zusammensuchte und so den Grund legte zu dem Archiv in „Wahnfried", aber auch die rasche Herausgabe der gesammelten Schriften und Dichtungen betrieb. Es war der richtige Zeitpunkt. Das „neue Leben" hatte, wie der Meister selbst sagte, begonnen; so sollte in das alte volle Ordnung gebracht werden, um nun mit ganzer Sammlung an die neuen Taten zu gehen. Im April 1871 erschien die Flugschrift „Über die Aufführung des Bühnenweihfestspiels: Der Ring der Nibelungen" und wenige Wochen später am 17. April kam Richard Wagner mit seiner Gattin nach Bayreuth. Er besah sich die Stadt, wo sein Gedanke zur Tat werden sollte, ja er wählte damals schon den Bauplatz für „Wahnfried". Es dauerte freilich fast bis zum Ende des Jahres, ehe die offiziellen Verhandlungen begannen. Aber trotz des Wettbewerbs so vieler Städte hielt er an Bayreuth fest, und als sich

durch Widerstände in dieser Gemeinde selbst Schwierigkeiten ergaben, die ihm beinahe die Wahl dieses Ortes verleidet hätten, war es Frau Cosima, die in kluger Weise alles einrenkte. Sie hatte die beiden Abgesandten, Bürgermeister Muncker und Bankier Feustel, in ihrem ganzen Werte erkannt, und so setzte sie ihren vollen Einfluß ein, den Gemahl für deren wohlgemeinte Abänderungsvorschläge zu gewinnen. So ist es ihr zu danken, wenn das Projekt nicht gleich beim Beginn scheiterte. Und ohne ihr sicheres und festes Vertrauen, ohne ihre Tatkraft und Klugheit wäre Bayreuth niemals geworden. Denn von allen Seiten türmten sich jetzt die Schwierigkeiten gegen das Unternehmen auf. Mit der Ruhe der Triebschener Tage war es aus. Sie hatten wieder den Schritt in die Welt getan, und so machte der Meister die alten Erfahrungen. Nur machte er sie nicht mehr allein, und einen großen Teil der Last nahm ihm die Gefährtin ab, die nunmehr für ihre organisatorische Begabung eine große, wir dürfen sagen, welthistorische Aufgabe fand. Niemanden ward es schwerer als ihr selbst, aus dem geliebten Triebschen zu scheiden. Aber nachdem der Plan einmal gefaßt war, galt es kein Zögern. Nur von Bayreuth selbst aus konnten all' die notwendigen Fäden gesponnen werden, die das Werk ermöglichten, die Schwierigkeiten beseitigt, die sich gegen dasselbe auftürmten. Die größten ergaben sich gerade von München her. Der König vermochte sich nur schwer in den Gedanken zu finden, daß Wagner für immer seiner Hauptstadt Valet gesagt. Aber dieser hielt fest an Bayreuth, und — die Welt hatte

es nicht zu bereuen. Sobald er die Skizze des dritten Aktes der „Götterdämmerung“ am 10. April 1872 vollendet, begab er sich an seinen Bestimmungsort, Frau Cosima die Auflösung des Aufenthalts überlassend. Sie war völlig im Packen begriffen, da traf zum Abschiednehmen Nietzsche ein. Die hohe Frau sagte ihm freundlich, daß der Flügel noch ungepackt im Musikzimmer stehe und er setzte sich an das Instrument, das so Hohem und Schönem seine Töne geliehen und — phantasierte. Schöne musikalische Gedanken — Aphorismen auch hier — entlockte er den Tasten. Staunend vernahm sie unter der prosaischen Tätigkeit Frau Cosima. Aber sie vermißte, wie sie ihm das schon früher einmal über eine seiner Schriften gesagt, die geistige Durchdringung, die zusammenfassende, die Idee zur Vollendung führende Hand des Künstlers.

Am letzten April traf sie mit den Kindern in Bayreuth ein, vom Meister freudig nach der „Fantaisie“ geleitet, wo sie zunächst wohnen sollten. Noch galt es eine Fahrt nach Wien, zu dem am 12. Mai angesetzten Wagner-Konzert, das sich zu einer wirklich erhebenden Kundgebung für Wagner und sein Werk gestaltete. Dann aber rüstete sich Bayreuth zu der ersten großen Feier, der Grundsteinlegung des Festspielhauses. Von Nah und Fern eilten Künstler und Freunde herbei. Nur einer fehlte: der Vater und Freund Franz Liszt. Ihn wünschte der Meister, da er auf des treuen Helfers Hans von Bülow Gegenwart verzichten mußte, so schwer es ihm fiel, herbei, schon um der Gattin willen, der er doch vor Allem diesen Tag verdankte. Er lud

ihn ein. Und es ist heute noch ergreifend, wie er das getan. Am 18. Mai schrieb er ihm, der in dem nahen Weimar weilte: „Mein lieber, großer Freund! Cosima behauptet, Du würdest nicht kommen, auch wenn ich Dich einlüde. Das müßten wir denn ertragen — wie wir so manches ertragen mußten! Dich aber einzuladen, kann ich nicht unterlassen. Und was rufe ich Dir zu, wenn ich Dir sage: „Komm!" Du kamst in mein Leben als der größte Mensch, an den ich je die vertraute Freundesanrede richten durfte. Du trenntest Dich von mir — vielleicht, weil ich Dir nicht so vertraut gewesen war, wie Du mir. Statt Deiner trat Dein wiedergeborenes innigstes Wesen an mich heran — und erfüllte meine Sehnsucht, Dich mir ganz vertraut zu wissen. So lebst Du in voller Schönheit vor mir und in mir — und wie über Gräber sind wir vereint! Du warst der Erste, der durch seine Liebe mich adelte. Zu einem zweiten höheren Leben bin ich „Ihr" nun vermählt — und vermag, was ich nie allein vermocht hätte. So konntest Du mir alles werden, während ich Dir so wenig zu bleiben vermochte. Wie ungeheuer bin ich so gegen Dich im Vorteil! Sage ich Dir nun: so komm — so sage ich Dir damit: komm zu Dir — denn auch hier findest Du Dich! Sei gesegnet und geliebt — wie Du Dich auch entscheidest! Dein alter Freund Richard." Liszt kam nicht, aber seine Antwort war ein Bekenntnis: „Tief erschüttert durch Deinen Brief kann ich Dir nicht in Worten danken. Wohl aber hoffe ich sehnlich, daß alle Schatten, Rücksichten, die mich fesseln, verschwinden werden — und wir uns bald wiedersehen.

Dann soll Dir auch einleuchten, wie unzertrennlich von Euch meine Seele verbleibt — innig auflebend in „Deinem zweiten höheren Leben", in dem Du vermagst, was Du allein nicht vermocht hättest. Gottes Segen sei mit Euch, wie meine ganze Liebe."

Und nun vollzog sich die Feier. Der Grundstein ward gelegt, in den er das Geheimnis einschloß, das sich der Welt offenbar macht. Viele standen ergriffen um den schlichten Quader. Viele fühlten die Weihe dieser Stunde, ihre Bedeutung für die deutsche Kunst, für das deutsche Volk. Niemand aber so tief als die Gattin, die jetzt mit Stolz und Liebe den Mann ihres Herzens und ihrer Wahl auf diesen Platz gestellt sah. Es war ein stolzes, schönes und doch unendlich schlichtes Fest. Der König fehlte. Aber Menschen, die mir am nächsten standen, erzählten mir noch nach Jahren von dem Feste und beide meinten von Frau Cosima, daß sie dabei gewaltet wie eine Königin.

Doch nun begann der Werkeltag in des Wortes voller Bedeutung. Die Arbeit für die Festspiele, der Kampf um ihre Existenz, noch ehe sie ins Leben gerufen. Gerade in diesen Tagen bewährte sich ihr fraulicher Sinn. Sie wußte das Einwurzeln in den Bayreuther Boden zu fördern, die Bande mit den Getreuen zu festigen, die Sache selbst zu einer wahrhaft volkstümlichen zu machen. So ward die Freundschaft begründet, die die Häuser Feustel, Groß und Muncker und viele andere mit dem Hause Wagner verband. Als Liszt nach Bayreuth kam, da mußte er selbst der Fürstin gegenüber gestehen: „Cosima übertrifft sich selbst." Mit

Ergriffenheit hörte er den Entwurf des „Parsifal". Er verglich ihn mit der Schlußszene des Faust. Freilich am Vorabend seines Geburtstages eilte er von dannen. Es war wie ein Gelübde, das ihn abhielt, diesen Tag bei denen zu verbringen, die er wie Niemand auf der Welt mit größerem Rechte die Seinen nennen durfte. Doch das Eis war gebrochen. Als Mensch und Künstler war er Bayreuth gewonnen.

Dann kamen die neuen Helfer. Die „Nibelungenkanzlei" ward aufgetan. Die Hauptaufgabe aber bestand darin, die Sänger zu entdecken und so trat das Paar die Fahrt durchs Reich an. Da zeigte er ihr Würzburg, mit dem ihn die Tage verknüpften, da die „Feen" entstanden, und Magdeburg, wo er unter Irren und Sorgen das „Liebesverbot" geschrieben. Es war eine Fahrt voller Triumphe und voller Ehrungen, freilich auch reich an künstlerischen Enttäuschungen. Sie sah sich die Welt mit eigenen, fast traurigen Augen an. Das eigentliche Verständnis für sein Werk vermißte sie allenthalben. Er erschien ihr mehr noch als der eigene Vater, als der große Einsame. „Als ein letzter Künstler", so schrieb sie an Wagners Neffen Clemens Brockhaus, „kommt er mir zuweilen wohl vor, betrachte ich die Zeit, wohin sie drängt, mit alten und neuen Glaubensthesen, mit Fabriken und Maschinen, die Zusammenhanglosigkeit aller Glieder, einem Proletariat sonder Geduld und einem Patriziat sonder Güte. Niemals, glaube ich, tat die Religion, als Band, so not, und dieses wollen die Seichten vernichten, jede Inbrunst verleugnend? Und fehlt diese, wo soll die Kunst ihren Boden finden?

Diese großartige Vereinsamung Deines Onkels, die er zu Zeiten fühlt, hat mich von je zu staunender Liebe gezwungen: ich kann sein Wollen wie sein Können immer nicht begreifen und frage mich oft, welche Macht die größere sein wird, die seinige oder die der ihn umgebenden Welt?" So regte sich in ihr gerade durch den Einfluß der Frau Welt mit ihren kleinen und kleinlichen Dingen die Parsifalstimmung: die Sehnsucht nach dem heiligen Gral. Denn nur langsam gedieh das Werk. Deutschland hatte noch nicht gelernt, freigebig zu sein in künstlerischen Fragen. Es lag trotz des Verständnisses, tiefer Hingebung einzelner noch immer der Bann des Philistertums über der Nation, im Gegensatz zu dem im Grunde das deutsche Theater von der einfachen Schmiere bis zum Hoftheater entstanden war, um unter dessen Bann zu leiden und zu vegetieren. Kein Wunder, wenn Beiden oft der Mut sinken wollte und sie sich nur aufzurichten vermochten durch die eigene Kraft.

Dem Geist des Hauses aber blieben all' diese kleinlichen Dinge fern, wie sie ja Alles tat, ihm die Mühen und Arbeiten abzunehmen, Ärger und Enttäuschungen zu ersparen. Dafür aber suchte sie ihm das Dasein so viel nur denkbar zu verschönen. Eine wirklich tiefe und ergreifende Freude bereitete sie ihm mit der Feier zu seinem 60. Geburtstag, zu dem sie ihn mit seinen eigenen, längst vergessenen Jugendwerken überraschte, jener Konzertouverture in C-dur, die einst in Leipzig zur Aufführung gelangt und jener Magdeburger Neujahrs-Cantate, der nach den Angaben Frau

Cosimas Peter Cornelius eine neue, dichterische Grundlage gegeben hatte. Dazu kam das kleine Lustspiel seines Stiefvaters Geyer, das ihn in seine Kinderjahre zurückversetzte, der „Bethlehemitische Kindermord". Eine rührende gemütstiefe Feier, der bei aller Schlichtheit des Gebotenen die tiefe Lebenssymbolik nicht fehlte. Sie stellte die Zusammenhänge her zwischen Gegenwart und Vergangenheit, dadurch der Kindheit und Jugend die volle Bedeutung zuweisend, die sie für die Entwicklung des Meisters hatten. Er war denn auch gerührt und ergriffen von diesen Beweisen zarter Liebe, deren er in diesen Zeiten mehr denn je bedurfte. Denn nur langsam und mühsam konnte das Werk gefördert werden, das sogar einen Augenblick lang scheitern zu müssen schien. Bis endlich der König rettend eingriff und die Garantie übernahm. So durfte denn der Einzug in „Wahnfried" ruhig und ohne Sorgen erfolgen. Auch dieses Heim war ein Ziel seiner Sehnsucht gewesen. Mit Recht aber trug in dem symbolischen Bilde an der Fassade des Hauses der Genius der Musik die Züge der Frau, die jetzt in diesen Räumen walten und dessen Gastlichkeit sie vor Allem das eigenartige Gepräge geben sollte. Bayreuth war jetzt ihre Welt. Und je größer die Aufgaben stiegen, um so fester stand sie am Platze. Sie war in der Tat seine beste Helferin. Das hat einer der gründlichsten Kenner der Bayreuther Verhältnisse, Häckel, in warmen Worten ausgesprochen: „In wie segensreicher Weise diese, durch den Besitz der seltensten Eigenschaften ausgezeichnete Frau bei der Verwirklichung seiner Pläne und ganz besonders bei

den Vorbereitungen zur Aufführung des Bühnenfestspiels mitwirkte, das ist nur den nächsten Freunden des Meisters bekannt geworden. Wie unermüdlich war sie bestrebt, ihm vermeidbare Aufregungen zu ersparen, wie bereit und befähigt, die Erledigung unangenehmer Fragen zu unternehmen, — jede Verkennung leicht ertragend, im Bewußtsein der Erfüllung einer schönsten und größten Pflicht. Ihr Anteil an dem endlichen Gelingen der Unternehmung ist unermeßlich groß. Einer solchen innigen Mitwirkung, einer solchen aufopferungsvollen Tätigkeit kann nur gedacht werden, um in unserer selbstsüchtigen Zeit auf ein seltenes Beispiel höchster Pflichttreue hinzuweisen." Das war nicht bloße Repräsentation, wie so manche geistreiche und gewandte Frau wohl auch geleistet hätte, sondern ein dem Meister durchaus kongeniales Erfassen der Aufgaben. Und wenn Liszt mit staunender Bewunderung an die Fürstin schrieb: „Bayreuth ist gegenwärtig der Brennpunkt der Kunst in Deutschland," so hatte gerade seine Tochter ein gut gemessen Teil daran. Wer die Nervosität und Reizbarkeit der Sänger kennt, der weiß, was es Mühe kostete, zu vermitteln, zu beruhigen und wohl auch den Kopf zurecht zu setzen, Eifersüchteleien auszugleichen.

Doch genug. Das Werk gelang und lobte seinen Meister. Aber — dann zeigte sich, wie wenig tragfähig noch die Schultern des deutschen Volkes waren. Kein Wunder, wenn die edle Frau mit Bitterkeit der Zeit gedenkt, wo Wagner sich in seinen Hoffnungen auf das deutsche Volk getäuscht sah, und nun selbst wiederum zum Taktstock greifen mußte, um das Defizit

zu decken, das für Volk und Reich der Rede nicht wert, für ihn aber eine schwere, drückende Last bedeutete. So mußte er von neuem auf die Wanderung gehen und in Londoner Konzerten Bruchstücke seiner Werke zur Aufführung bringen. Ohne ihr Geleit hätte er diese Aufregungen und Qualen kaum ertragen. Denn schon regte sich in ihm wiederum der Drang des schaffenden Genies. Es war am 25. Januar 1877, da eröffnete er der Gemahlin: „Ich beginne den Parsifal und lasse nicht eher von ihm ab, bis er fertig ist." Und in der Tat war am 22. April bereits die Dichtung vollendet. Dann geleitete ihn die Gattin nach London. Der finanzielle Ertrag der Konzerte reichte freilich bei weitem nicht aus. Da gab denn Frau Cosima hochherzig einen Teil ihres Privatvermögens hin, um die „Festspielgläubiger" zu befriedigen. Mußte doch selbst, um den Wünschen der Firma Schott entgegenzukommen, das wie ein trauter, geheimer Schatz gehütete „Siegfried-idyll" der Veröffentlichung preisgegeben werden. Aber sie fand für das geopferte Kleinod einen großen, schönen Ersatz, da der Meister in jenen Tagen sagte: „Den „Parsifal" schreibe ich noch für meine Frau." Und sie sah das Werk entstehen und konnte sich an jedem Stücke, wie es frisch aus der Form hervorsprang, mit tiefster Seele freuen. Es waren große, herrliche Tage. Ein neues Glück war in „Wahnfried" eingezogen. Diesem Zauber vermochte sich auch Liszt nicht zu entziehen. „Cosima und Wagner", schreibt er an die Fürstin, „halten mich zu meiner großen Befriedigung hier zurück; und im Grunde haben sie vollauf recht,

mich nicht von ihnen und ihrem „Wahnfried" zu trennen: was gäbe es denn auf Erden noch anderes zu suchen und zu erstreben, als diese Pflicht der Liebe?"

In der Tat, Liebe war Alles, was er sah. Und ein Zeichen dieser Liebe war, wie das Paar am 10. Oktober das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihrer ersten Begegnung beging, den Tag feierte, da er sie in Paris in der Rue Casimier Perier zum ersten Male erblickte und sie aus seinem Munde die Dichtung der „Götterdämmerung" vernahm. Und Liebe war es, da der Meister ihr als Geburtstagsfeier das „Parsifalvorspiel" durch die Meininger Hofkapelle vorführte. Und rührend klingt es zu hören, daß er während ihrer Abwesenheit in München, wo Lenbach sie malte, nicht zu komponieren vermochte, denn „alle Musik sei ganz von ihm geschwunden." Und in diesem Geiste der Liebe ward „Parsifal" vollendet. Kein Wunder, wenn die edle Frau das Werk als ihr tiefstes Eigen betrachtet. Und dazu kam die beglückende Freude an der Persönlichkeit. Verglich sie ihn doch „dem Kinde mit der Weltkugel, welches Sankt Christophorus durch den Fluß trägt." Es war eine eigene, wunderbare Welt, in der sie lebten, voll Zauber, dem sich niemand zu entziehen vermochte, der das Glück hatte, der Familie näher zu treten. Und diese Stimmung zog mit ihnen, wo sie weilen mochten, in Bayreuth oder in Neapel, wo sie ihn zu seinem Geburtstage mit einem Festspiel beglückte, das sein Sternbild — „das Siebengestirn" poetisch erklärte und verklärte. Auch für den 69. Geburtstag hat sie eine Dichtung „Liebesnot" geschrieben. Dieser

Feier wohnte ein Gast bei, der rasch zum Freunde des Hauses wurde — Graf Gobineau, dessen große Bedeutung in Deutschland zuerst in „Wahnfried" voll erkannt wurde, vor allem von Frau Cosima selbst, die ihm, dem bald Verscheidenden jenen Nachruf gewidmet hat, der uns das Bild des Einsamen in voller Schöne zeigt, aber auch ein Dokument ihrer großen schriftstellerischen Begabung ist.

Und dann kamen die Parsifaltage. Wie anders als im Jahre 1876 erschien jetzt Bayreuth und wie gewaltig wirkte das Werk, das nur dafür geschaffen, auf alle den tiefen Zauber übte — nur auf den Einen nicht, bei dem längst das Wähnen zum Wahn, bei dem der Wahn schließlich zum Wahnsinn ward, — Nietzsche. Er war doch im Grunde eine Melotnatur.

Diesmal konnte das Paar die stillgewordene Festspielstadt verlassen, mit dem Gefühle höchster Befriedigung und sonder Sorge, um nun in Venedig der Ruhe und Erholung zu pflegen. Niemand ahnte, da die Familie in der Gondel nach dem Palazzo Vendramin fuhr, daß wenige Monate später der tote Meister durch den Canale grande zurückgeführt werden sollte nach der Ruhestätte, die er sich selbst bereitet. Schöne, wunderbare Tage waren es, die sie hier verlebten; Stunden schönsten Glückes, höchster Befriedigung, seligen Verklingens, bis an jenem 13. Februar der Tod dieses große Herz schweigen machte. Da löste sich in ihr die ganze Liebe in Schmerz. Kaum hoffte man, sie würde die Kraft zum Weiterleben haben, zum Leben ohne ihn. In der Tat, da sie in dem Sarge ihr schönes, langes

Haar, das er so sehr geliebt, als letzten Gruß barg, da legte sie ihr Herz dazu. Und selbst dem Leben fast verloren, geleitete sie den Toten auf der düsteren Fahrt nach der Heimat, barg sie mit tausend Schmerzen den Sarg in die Gruft, deren Stein gleichsam symbolisch aus dem gleichen Felsen gehauen war, wie der Sockel von Luthers Denkmal in Worms. Sie schien der Welt abgestorben. Teilnahmslos verblieb sie während der Festspiele von 1883. Aber allmählich erwachte in ihr die Erkenntnis: starb sie, so starb mit ihr Bayreuth. Nur sie konnte das Sinken aufhalten, den Gedanken retten vor dem Verfall. Ich entsinne mich selbst der Mutlosigkeit, die am Tage der feierlichen Beisetzung, da man ihn begraben wie einen König, selbst die Getreuesten erfaßt hatte. So manchen war Bayreuth nichts anderes als eine ephemäre Erscheinung, die mit des Meisters Persönlichkeit stand und fiel. Und einer, der sich durch organisatorisches Talent manches Verdienst erworben, wagte den freilich jäh zurückgewiesenen Vorschlag, im Festspielhaus die Jahresversammlung des „Allgemeinen deutschen Tonkünstlervereins" abzuhalten. Da konnte Rettung nur von einer außerordentlichen Persönlichkeit kommen und das war die Witwe des Meisters. Sie, die Kennerin seiner tiefsten Gedanken! Vor ihrem Geiste standen seine Werke, wie er im Schöpfungsdrange sie geschaut, und wie er sie verkörpert wissen wollte. Sie trug aber auch die Liebe zu den Werken im Herzen und hegte die volle Begeisterung für die große, das ganze deutsche Leben durchdringende Idee seines Kunstschaffens, mit einem Worte für das

„Kunstwerk von Bayreuth". Und da sie sich entschlossen, zu leben, so weihte sie sich den beiden großen Aufgaben der Erziehung des Sohnes zum Erben seines Vaters und der von aller Theatermache losgelösten Darstellung der Meisterwerke vom „Fliegenden Holländer" bis zum „Parsifal". Eine neue Zeit des Schaffens brach für sie an, und eine neue Zeit für Bayreuth. Es wurde das, was der Meister gewollt, und die Welt sah mit wachsendem Staunen, nicht bloß, was man aus den Werken machen konnte, sondern vor Allem, was sie wirklich waren. Sie gewöhnte sich daran, in den Bayreuther Aufführungen das „Original" zu sehen, während die Vorstellungen an den Theatern doch nur mehr oder minder gute Kopien blieben. Es wird einmal Aufgabe der vollkommenen Kenner des deutschen Theaters sein, den Einfluß Bayreuths auf die Bewegung, die durch die deutsche Theaterwelt ging, klar herauszuarbeiten, obwohl, was hier Aufgabe war, dort nur Mittel zum Zweck, freilich künstlerisch durchdrungenes Mittel zu edelstem künstlerischen und menschlichem Zwecke war. Und da zeigte sich die Genialität dieser einzigartigen Frau, die nicht nur Bayreuth ganz auf sich selbst stellte, unabhängig machte in jeder Beziehung, sondern ihm nun den Stempel ihres eigenen Geistes aufdrückte. Es war ein produktives Wirken, wie es bisher einer Frau noch nicht gelungen ist. Und jedes Jahr brachte nicht blos etwas Neues, sondern wies eine Steigerung der Leistung auf, die wiederum nur ihrem Alles durchdringenden Einflusse zu danken war. Man hatte wohl gedacht, sie bedürfe der helfenden,

männlichen Hand. Daran fehlte es auch nicht. Deren fanden sich viele, und zumal in Julius Kniese eine Persönlichkeit, die ihre Ideen in die Tat umzusetzen vermochte. Aber der Leiter — war sie selbst, bis sie das Amt ihrem Sohn übergeben konnte, der unter ihrem Einfluß und Beispiel dazu heranreifte. Man hatte an Liszt gedacht, — als an den Berufensten, das Erbe des großen Freundes zu wahren. Niemand konnte ihn mehr verehren, als seine eigene Tochter, Niemand aber auch besser erkennen, daß sein Alter vor Allem ihn an der Übernahme der Festspiele hindern mußte. Und während der Festspiele von 1886, die bereits völlig den neuen Charakter trugen, am 31. Juli ist er dahingegangen, und hat in Bayreuth seine Ruhestätte gefunden. Sie hat ihm wie dem Grafen Gobineau eine feinsinnige Studie gewidmet, aus liebender Seele heraus. Aber aus jeder Zeile heraus erkennen wir auch, daß es die Gattin des Meisters war, die sie geschrieben. Sein letzter Hauch war: „O Tristan". Der „Bruder Franziskus" ist doch dahingegangen in dem Kunstempfinden für das Höchste, was er in der Kunst erkannt. Und der „Tristan", der unter seiner Tochter Ägide in Bayreuth erstand, war für ihn die Totenfeier, zugleich aber auch der Anfang für die neue Periode der Festspiele. Dann kamen die „Meistersinger". Die Aufführung war ihr eigenstes Werk. Ein Zauber lag darüber, der aber nur dort zu finden ist, den keine Nachahmung zu wecken gewußt. Die schwerste Aufgabe aber war, „Tannhäuser" und „Lohengrin" des opernhaften Theaterflitters zu entkleiden, und diese Werke zu der künstlerischen Reinheit

zu erheben, die sie in ganz anderem Lichte zeigen mußte und auch gezeigt hat. Jetzt erst ward selbst den besten Kennern die volle Bedeutung dieser beiden Kunstwerke klar, die die meiste Popularität genossen, an denen das Theater sich am meisten versündigt hatte. Da trat denn auch die große Linie hervor, die vom „Tannhäuser" bis „Parsifal" läuft, und die es als Torheit, ja als Frevel erscheinen läßt, die Werke der früheren Periode geringer einzuschätzen als die letzten. So ward auch dem „Holländer" volle Gerechtigkeit zu teil.

Dann aber ging sie daran, die große Ehrenpflicht von Bayreuth einzulösen und den „Ring der Nibelungen" dahin zurückzuführen. Das war nur möglich, indem sie das ganze Vermögen des Hauses aufs Spiel setzte. Sie hat es getan, und das Vertrauen in das Werk hat sich gerechtfertigt in der schönsten Weise. Und es liegt etwas Stolzes darin, sagen zu können: Bayreuth ist unabhängig von jedes Medicäers Güte. Das deutsche Volk hat nichts getan für das Werk, seine Vertreter aber, der „deutsche Reichstag", viel gegen das Werk. Die Verlängerung der Schutzfrist des „Parsifal", wofür Frau Cosima mit Mut und Ausdauer gekämpft, ward abgelehnt. Der Reichstag hat sich dadurch einen ähnlichen Makel selbst zugefügt wie damals, da er es ablehnte, dem Gründer des Reiches zu seinem Geburtstage einen Glückwunsch zu senden. Es war ein vergeblicher Kampf, den die Hohe für das Erbe ihres Gatten geführt, wie gegen die Profanierung desselben durch amerikanische Gewinnsucht. Sie hatte das Ihrige getan, selbstlos und nur das Werk im Auge behaltend, das sie liebt und

dem sie lebt. — So steht sie da als eine Frau, der man kaum eine zu vergleichen vermag, in der edelste Eigenschaften sich in glücklichster Weise vereinigt finden. Aber sie zeigen sich nicht blos in ihrer Schöne und in echt fraulichem Glanze, sondern verklärt und verkörpert in einem großen Lebenswerk. Als Retterin trat sie in das Leben des einsamen und irrfahrenden Meisters. Ihr dankt er und sein Volk, daß er seine Werke zu vollenden vermochte — und da er dahinging — nahm sie diese in ihre Hut und schuf das Bayreuth, wie sein Wunsch es gewollt.

In der Gralssage erscheint uns als Trägerin des Grals die Königin Restanse. Im Bühnenweihfestspiel fehlt naturgemäß diese leuchtende Gestalt des mittelalterlichen Epos. Aber wenn wir auf den Hügel von Bayreuth blicken, da sehen wir schreiten — als die Trägerin dieses neuen Grals — des Kunstwerkes von Bayreuth — die Witwe des Meisters, Cosima Wagner.

Boston Public Library
Central Library, Copley Square

Division of
Reference and Research Services

Music Department

The Date Due Card in the pocket indicates the date on or before which this book should be returned to the Library.

Please do not remove cards from this pocket.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06003 960 7